



Buchrestaurierung an der Campusbibliothek der Freien Universität Berlin

Dr. Barbara Dammers / Martin Lee (Hrsg.)

Buchrestaurierung an der Campusbibliothek der Freien Universität Berlin

Dr. Barbara Dammers / Martin Lee (Hrsg.)

© Freie Universität Berlin 2019

ISBN 978-3-96110-232-7

DOI 10.17169/refubium-1903

Redaktion: Dr. Barbara Dammers, Martin Lee

Lektorat: Meiken Endruweit, stapel-lauf.de

Satz: Freie Universität Berlin, Universitätsbibliothek, Center für Digitale Systeme

www.fu-berlin.de/campusbib

Umschlag, Titel: Christin Sfaxi, Franziska Hauser | Klappe: Bernd Wannemacher

Druck: Buch- und Offsetdruckerei H. Heenemann

Inhalt

Geleitwort von Prof. Dr. Wilhelm Schmidt-Biggemann	5
Teil 1 Das Rara-Restaurierungsprojekt der Campusbibliothek	7
Einleitung von Martin Lee	7
Grundsätze der modernen Restaurierung von alten Drucken und ihre Umsetzung im Rara-Projekt der Campusbibliothek	9
„Eine wirklich gediegene und brauchbare Bibliothek katholischer Werke.“ Marcel Reding und das Seminar für Katholische Theologie	14
Provenienzforschung im bibliothekarischen Alltag	21
Alte Drucke und ihre Besonderheiten – eine Spezialaufgabe für Bibliotheken	25
Teil 2: Rara der Katholischen Theologie	29
Das älteste Buch der Campusbibliothek – eine Postinkunabel?	29
Annales Ecclesiastici	33
Das tridentinische Missale: ein Zeugnis unruhiger Zeiten	36
Eine kuriose Altrestaurierung	41
Gestrichen, gedruckt, illuminiert – zur Geschichte der frühen europäischen Buntpapiere	43
Marmorierte Papiere: von Suminagashi bis zum Jugendmarmor	45
Bronzefirnis-papiere und Brokatpapiere: metallische Pracht aus Augsburg	49
Scharfe Schnitte und Kanten	51
Teil 3: Rara aus den Altertumswissenschaften	53
Wilhelm von Humboldts Alterswerk im Pappumschlag	53
Der Begründer der historischen Geographie und der Kopftrophäenjäger	55
Teil 4: Rara aus Ostasien	57
Jesuiten am Kaiserhof in Peking	57
Die Apostolische Kirche des Ostens der Assyrer und China	59
Ein Zeitzeuge moderner japanischer Geschichte	61
„Early Korean Typography“	63
Teil 5: Rara aus den Teilbibliotheken Orient und Naturwissenschaften	65
Von Kräutern, Drogen und Tinkturen	65
Orientalische Einbände und ihr Einfluss auf die europäische Einbandkunst	69
Anmerkungen	71
Glossar zu Rara und alten Drucken	72
Verzeichnis der Restaurierungswerkstätten	73
Bildnachweis	74

Geleitwort von Prof. Dr. Wilhelm Schmidt-Biggemann

Kleines Lob des Buch-Einbandes

Was sieht man zuerst, wenn man ein Buch sieht? Den Einband. Der Einband vermittelt den ersten Eindruck, und wenn man Bücher im Regal hat, dann sieht man mit dem Einband auch den Titel des Buches – auf dem Einbandrücken; ganz alte Einbände haben nicht einmal einen Rückentitel, der Bücherliebhaber¹ sieht allerdings schon am Einband, um welches Buch es sich handelt. Weit mehr als der Druck oder auch die Handschrift weist der Einband auf, welche Wertschätzung ein Buch genießt. Bücher, auf die niemand Wert legt, verkommen – und was verkommt zuerst? Der Einband. Bücher, die als Massenware zur schnellen Lektüre und baldigem Verbrauch gedruckt werden, für den Sofortverzehr, haben keine kostbaren Einbände – sie sind überhaupt nicht mehr gebunden, vielmehr sind die rückwärtigen Kanten der Blätter nur noch geklebt, und sie heißen nach ihrem Rücken „Paperback“. Mehrmalige, gründliche Lektüre ist bei diesen Taschenbuchausgaben nicht vorgesehen, wenn sie häufig gelesen werden, fallen sie auseinander, sie sind zum einmaligen und kurzfristigen Konsum vorgesehen, nicht zur gründlichen, studienintensiven Lektüre. Sie können nach ihrer Konsumierung vergessen werden – und es ist deshalb auch bald vorbei mit ihnen. Noch schlimmer steht es mit den E-Books. Sie werden durch nichts als identifizierbares Ganzes zusammengehalten und durch noch weniger als Bücher angezeigt, sie haben lediglich ein virtuelles Dasein zwischen allem Möglichen – sie sind zur beliebigen Bildschirm-Information verkommen. Gleichgültig, ob Paperback oder Pergament, Einbände machen Bücher überhaupt lesbar. Wenn der Einband fehlt, zerfällt das, was ein Buch sein sollte, in lose Blätter, die Reihenfolge der Seiten, die eine kontinuierliche Lektüre überhaupt möglich macht, geht verloren. Es bleibt ein verstreuter Haufen bedruckten Papiers, von dem keine konzise Information zu erwarten ist.

Ehe es Codices, also als Bücher gebundene Texte gab, existierten Buchrollen. Aber Buchrollen brauchen un-

verhältnismäßig viel Platz für nur begrenzt darstellbare Inhalte, sie sind unbequem. In Buchrollen kann man definitionsgemäß nicht blättern, und sie sind empfindlich, weil es eben unmöglich ist, sie durch einen Einband zu schützen. Das gebundene Buch war besser zu handhaben, seit der späten Antike blühte der Kodex im Schmuck seines praktischen und prächtigen Einbandes.

Der Einband vermittelt die Symbiose von Hand und Buch. Man nimmt ein Buch in die Hand. Und die Bindung suggeriert, dass man einen verbindlichen, zusammenhängenden Inhalt erwarten kann, der Einband liefert die spürbaren Indizien. Schließlich hat man immer zuerst den Einband in der Hand. Was man spürt, ist Leder oder Leinen, Pergament oder auch Pappe. Im Falle von Pergament und Leder berührt sich Haut mit Haut, und es hat wohl noch nie einen Bücherliebhaber gegeben, der diese Sinnenlust, einen schönen Einband zu spüren, nicht empfunden hätte. Es ist eine Freude, ein schön und anschmiegsam gebundenes Buch in der Hand zu spüren – und den besagten Bücherliebhaber, der an einem Regal mit schönen Bücher entlanggeht, juckt es in den Fingern, ein Buch aus dieser Sammlung anzufassen, damit er es in seiner Wirklichkeit fühlt. Das gilt natürlich auch dann, wengleich weniger intensiv, wenn der Einband aus Leinen ist, selbst im Falle eines festen Pappeinbandes spürt man die Stabilität der Bindung. Da merkt man, dass man etwas in der Hand hat, was das Versprechen indiziert, zwischen den Buchdeckeln verberge sich etwas, was zu lesen sich lohnt und was auf Dauer gestellt werden will. Hat man dagegen ein papiernes weiches Etwas zwischen den Fingern, das schon beim ersten Anfassen signalisiert, dass es auf seine Festigkeit und Stabilität nicht ankomme, dann ist die Erwartung, die die potentielle Leserin mit dem Inhalt verbindet, deutlich reduziert. Schweinsleder und stabile Pappe – Schwarten und Scharteken – verheißen dagegen wichtige Inhalte; und Schwarten noch mehr als Scharte-

ken. Und was verheißt ein E-Book? Informationsallerlei, im besten Falle.

Es gibt, ich gebe es zu, auch falsche Verheißungen, die durch Einbände erzeugt werden. Keine Frage, ein stabiler Einband suggeriert, dass der Inhalt zwischen zwei Buchdeckeln ein zusammenhängendes Ganzes wäre. Ein Ganzes ist bekanntlich mehr als die Summe seiner Teile. Ob dieser Anspruch eingelöst wird, lässt sich ohne verständige Lektüre nicht beurteilen. Im Falle, dass er scheitert, bekommt der Einband eine metaphorische Bedeutung. Er hält zusammen, was zerfällt. Derlei heißt Buchbindersynthese – auch das ist eine Bedeutung von Einband.

Viel schöner ist freilich die Synthese, die Buchbinder erzeugen können, wenn sie verschiedene Texte nur nach Format zusammenbinden: Wer ein solches Buch in die Hand nimmt, kann ein denkwürdiges Erlebnis erhoffen. Der feste Einband suggeriert die sachliche Dignität des Inhalts; und wenn der lesebegierige Buchliebhaber in dem blättert, was der Einband zusammenhält, kann er Texte erwarten, von denen er nicht einmal geträumt hat. Denn der Kenner – meistens handelt es sich um längst verblichene Gelehrte –, der die Texte dem Buchbinder zum Binden gegeben hat, hat schon dergestalt vorsortiert, dass er nur wichtige Texte zum Binden gegeben hat, Unwichtiges findet sich hier nicht.

Erst recht erwartet man wichtige Inhalte, wenn die Einbände prächtig gestaltet sind. Zu Zeiten, als die Bücher mit hoher Buchbinderkunst in eine Form gebracht wurden, die der Wertschätzung durch ihre Besitzer entsprachen, wurden sie prächtig geschmückt – und der Schmuck des Einbandes zeugte von der Bedeutung des Buchs und des Sammlers gleichermaßen. Es sind vor allem die heiligen Bücher der Buchreligionen, deren Wertschätzung sich an den Einbänden zeigt: Die Evangelistare und Perikopenbücher sind in der gesamten christlichen Tradition besonders kostbar gebunden worden – und sie

werden es noch immer. Selbst die Familienbibeln waren und, wenn es sie noch geben sollte, sind auch von ihrer Bindung her etwas Besonderes. Schließlich sind die großen Monotheismen sämtlich Buchreligionen, und das zeigt sich immer an den Einbänden. Kult- und Gebetbücher sind besonders kostbar gebunden, und zugleich müssen sie stabil sein, denn sie dürfen durch häufigen Gebrauch die Verheißung auf die Heilsbedeutung ihres Inhaltes nicht verlieren.

Die Bücher, von deren Restaurierung in dem hier vorgelegten Bändchen – hoffentlich mehr als einer Buchbindersynthese – berichtet wird, stammen aus der Bibliothek des (ehemaligen) theologischen Seminars der Freien Universität. Auch hier gilt, wie generell: Nur wenn die Bücher gebunden sind, sind sie bibliotheksfähig. Deshalb

ist die Restaurierung von Einbänden kein Luxusproblem, sondern essentiell: Wer Einbände rettet, rettet die Bücher. Da es sich hier in vielen Fällen um scholastische Texte handelt, kann man auch scholastisch formulieren: Einbände sind die *distinctio formalis* von Büchern. Ohne Einbände keine Bücher. Darüber hinaus handelt es sich um theologische Bücher, Bücher die die Buchreligion Christentum gleichsam verkörpern. Der heilige Augustin wäre möglicherweise nie zum Christentum gekommen, wenn er nicht eine Stimme gehört hätte: tolle, lege – nimm und lies. Er schlug das Buch auf, das ging nur, weil es ein Kodex war, und er las aus dem Matthäus-Evangelium: „Gehe hin, verkaufe alles, was du hast, gib es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach.“ (Confessiones VIII, 12)

Es bleibt zu hoffen, dass dieser welthistorisch und theologiegeschichtlich schwer überschätzbare Bekehrungsakt auch mit den frisch restaurierten Büchern möglich bleibt und sie nicht zum leeren Schatz bücherbesorgter Bibliothekare werden, deren Hauptfeind der Benutzer ist. Und deshalb ist die Restaurierung dieser Sammlung nicht nur bibliothekarisch eine Notwendigkeit, sondern zugleich ein symbolischer Akt.

Teil 1 Das Rara-Restaurierungsprojekt der Campusbibliothek

Einleitung von Martin Lee

Entstehung und Kontext des Rara-Restaurierungsprojekts

Seit einigen Jahren läuft die Reorganisation des zweischichtigen Bibliothekssystems der Freien Universität Berlin zu einem möglicherweise „dezentral einschichtigen“ und mindestens zentralisierterem System, welche nach vielerlei Kritik – am prominentesten durch den Wissenschaftsrat in einem eigenen Gutachten im Jahr 1990 – sowie finanziellen Nöten erforderlich wurde. Äußerlich ist die Veränderung in der Reduzierung der Zahl der Bibliotheken ersichtlich: Waren es Ende 1973 noch 190 Bibliotheken an der FU, existierten Ende 2001 noch 73 Bibliotheken. Ein weiterer zentraler Meilenstein für diese Umstrukturierung war ein Bibliotheksneubau mit Baubeginn im Jahr 2012 und Fertigstellung 2015, in dem 24 Institutsbibliotheken der fünf Fachbereiche Biologie/Chemie/Pharmazie, Erziehungswissenschaft/Psychologie, Geschichts- und Kulturwissenschaften, Mathematik/Informatik und Physik fusioniert wurden. Dieses Neubauprojekt beinhaltete auch das Bibliotheksintegrationsprojekt „24in1“. Hauptaufgaben waren die Retrokatalogisierung und inhaltliche Erschließung von ca. 1,2 Millionen Bänden, die Bildung eines neuen Bibliotheksteams und die Vorbereitung und Durchführung des Umzugs.

Eine Besonderheit der Dahlemer Institute war die sogenannte Villenkultur: Professur mit Sekretariat und wissenschaftlichem Personal, Studierenden und Bibliothek unter einem Dach mit Garten und Terrasse. Diese idyllischen Lehr-, Lern- und Forschungssituation hatte allerdings auch Nachteile, insbesondere für den Zustand der Bücher. Gerade seltene und wertvolle Werke wurden oftmals nicht fachgerecht aufbewahrt – so beispielweise in feuchten Kellern, Garagen oder Heizungsräumen.

Im Zuge des Projekts „24in1“ wurden Sondermittel für die Restaurierung der Rara-Bestände bereitgestellt. Das Sonderprojekt wurde von Dr. Barbara Dammers betreut. Einige Ergebnisse und Geschichten, die exemplarisch das Projekt beschreiben, liegen nun gesammelt in diesem Band vor.²

Literatur

Ladwig-Winters, Simone: *Großes Haus für Kleine Fächer. Von der Villenkultur zum neuen Campus der Freien Universität Berlin*. Berlin 2015.

Lee, Martin: 24 in 1 – Der Umzug der Campusbibliothek der Freien Universität Berlin. Zusammen mit Kirsten Hilliger und Andreas Gräff. In: *ABI Technik* 35,2 (2015), 105–116. DOI: 10.1515/abitech-2015-0020, auch verfügbar unter: http://edocs.fu-berlin.de/docs/receive/FUDOCS_document_000000027239 (letzter Aufruf: 03.05.2018).

Lee, Martin: Library Integration 24in1, Vortrag International Week 2016, Berlin, 27. Juni–1. Juli 2016. http://www.fu-berlin.de/en/international/faculty-staff/mobility-staff/staff-week/international-week-2016/Presentations/Library-Integration-24in2_Campuslibrary.pdf (letzter Aufruf: 03.05.2018).

Middeldorf, Annika: Frischekur für jahrhundertealte Bücher. In: *Campus Leben*. <http://www.fu-berlin.de/sites/campusbib/bibliothek/geschichten-gesichter/150221-rara-bibliothek/index.html> (letzter Aufruf: 03.05.2018).

BARONIUS
T XVII

BARONIUS
T XVIII

BARONIUS
T XIX

BARONIUS

T XX

BARONIUS
T XXI - Part

C
14480

C
14480

C
14480

C
14480

C
14480

Grundsätze der modernen Restaurierung von alten Drucken und ihre Umsetzung im Rara-Projekt der Campusbibliothek

Archäologie und Buchwissenschaft: Spuren und Botschaften

Als studierte Prähistorikerin, die seit fünf Jahren im Bibliothekswesen und seit zwei Jahren im Bereich Bestandserhaltung und Rara-Restaurierung tätig ist, interessieren mich die Querbezüge zwischen Archäologie und Buchwissenschaften schon aus meiner biographischen Perspektive. Beide Disziplinen beschäftigen sich mit materiellem Kulturgut vergangener Zeiten, mit von Menschen geschaffenen Artefakten, nicht aus Selbstzweck oder Freude an der Ästhetik, sondern um sich auf diese Weise der Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Vergangenheit anzunähern.

Die Analogie ist offenbar naheliegend und wird gerne verwendet: Sie kommt in Aufsatztiteln wie „Archäologie des Buches und konservierende Restaurierung“ zum

Ausdruck; der Einbandhistoriker Janos Szirmai wird als „Buch-Archäologe“ bezeichnet und das alte Buch als Objekt gleichsam archäologischer Bedeutung interpretiert. Ich möchte hier aber zusätzlich das in der Prähistorischen Archäologie zum geflügelten Wort avancierte Begriffspaar „Spuren und Botschaften“ für die Buchwissenschaft nutzbar machen: Rara sind Artefakte und Träger von unabsichtlich hinterlassenen Spuren und intendierten Botschaften. Die Botschaft ist der bewusst der Nachwelt hinterlassene Text und seine Verzierung. Die Spuren sind alle materiellen Aspekte, einerseits aus der Entstehungszeit, z. B. Papierqualität, Druckfarbe, die Technik der Heftung beim Buchblock und die Materialien des Einbands, sowie die Spuren der Alterungs- und Nutzungsgeschichte des

Buches, wie beispielsweise Abnutzungen, Verfärbungen und Verschmutzungen bis hin zu Zerstörungen durch Brand, Tierfraß, Schimmelpilz oder Wasser. Aus den Spuren der Entstehung kann man Erkenntnisse zu Technikgeschichte, Werkstatt- und Handelsstrukturen ableiten. Die Spuren der Benutzung lassen Rückschlüsse auf die Lesegewohnheiten und die Soziologie der Besitzerinnen und Nutzerinnen, somit also auf die Struktur- und Mentalitätsgeschichte zu; vereinzelt ist sogar eine Verknüpfung mit konkreten historischen Ereignissen möglich. Beide Arten von Spuren sind heute als der sogenannte „intrinsische Wert“ des Kulturguts altes Buch Gegenstand buchwissenschaftlicher Forschung.

Moderne Restaurierungsethik

Der geänderte Blickwinkel auf das alte Buch als Artefakt und als „Träger von Spuren und Botschaften“ schlägt sich auch in modernen Grundsätzen zur Rara-Restaurierung nieder: Es reicht nicht aus, nur die Botschaft, also den Text, zu sichern und für die zeitgenössischen Nutzerinnen und die Nachwelt weiter lesbar zu halten, sondern auch die Spuren in Form von non-textuellen Informationen müssen für kommende Generationen erhalten bleiben. Diese wären bei einer falsch verstandenen Restaurierung, die nur auf die Aufwertung des optischen Eindrucks und die Erhaltung der Gebrauchsfähigkeit abzielt, unwiederbringlich verloren. So neu ist diese Erkenntnis allerdings gar nicht, denn schon in einer Schrift von 1927 wurde beklagt, dass die Möglichkeit, Zeit und Provenienz zu erkennen, durch eine „nicht verständnisvolle Restaurierung“ in unstatthafter Weise bis zur Unkenntlichkeit verwischt worden seien.

Also bestand auch schon vor 90 Jahren ein gewisses Bewusstsein für restauratorische Ethik.

Wie Reinhard Feldmann im Jahr 2002 prägnant formulierte, sind bei der Rara-Restaurierung „Ästhetik und Ethik zwei Faktoren, die nicht miteinander verwechselt werden dürfen [...] Die Gratwanderung zwischen Ethik und Ästhetik muss bei jedem Objekt aufs Neue gewagt werden“. Das bedeutet, dass bei jedem einzelnen alten Buch die Ästhetik und Benutzbarkeit einerseits und andererseits die Originalität, verstanden als die Wiederherstellung des alten Zustands unter weitgehender Erhaltung der historischen Substanz, gegeneinander abgewogen werden müssen.

Als weitere Schwierigkeit kommt hinzu, dass man diesen ursprünglichen Zustand erst einmal erkennen muss, der im Laufe der Jahrhunderte durch Alterungsprozesse

und auch durch Altrestaurierungen verändert worden sein kann. Dafür sind Kenntnisse der Buchgeschichte, der Einbandkunde und der Materialwissenschaft unerlässlich, sowohl bei den Restauratorinnen als auch bei den Bibliothekarinnen, die die Auswahl der Werkstücke treffen und restauratorische Maßnahmen vorschlagen.

Letztlich kann man die Rara-Restaurierung auf den Grundsatz reduzieren: „So viel wie nötig, so wenig wie möglich.“ Wenn die Rara nach der Restaurierung „aussehen wie neu“ oder im „alten Glanz erstrahlen“, ist jedenfalls etwas schiefgelaufen! Der Text als Botschaft ist zwar noch vorhanden, aber die Spuren wurden ausradiert.



Arten und Intensitätsgrade von Instandsetzungsmaßnahmen

Eine Voll- oder Totalrestaurierung stellt immer einen erheblichen Eingriff in das Gefüge des Buches dar. Selbst wenn nach einem Auflösen der alten Bindung alle Originalmaterialien erhalten geblieben und dann wieder aufgebracht wurden, können Informationen z. B. zur Binde-technik verloren gegangen sein. Im schlimmsten Fall hält man nachher eine Replik des alten Buches mit aufgeklebten Originalmaterialien in der Hand, oder „originales Material in ursprünglicher Anordnung“, wie W. Heiber es 1996 formulierte. Es gibt aber durchaus Fälle, in denen ein altes Buch so instabil und so stark geschädigt ist, dass es ohne Vollrestaurierung nicht mehr nutzbar wäre oder auf längere Sicht sogar der Zerstörung anheimfallen würde. Dann wird man auf eine Vollrestaurierung nicht verzichten können, sollte diese aber ehrlicherweise anders benennen: Streng genommen handelt es sich um eine Renovierung.

Die Bestandserhaltung in Bibliotheken unterscheidet verschiedene Maßnahmen der Instandsetzung, deren Begrifflichkeit sie aus der Denkmalpflege entlehnt hat:

- Die **Konservierung** bewahrt das Erscheinungsbild zum Zeitpunkt der Behandlung und wirkt präventiv gegen den Verlust des originalen Bestands.
- Die **Restaurierung** setzt ein, wenn bereits Schäden eingetreten sind. Sie stellt die Gebrauchsfähigkeit wieder her und erhält sowohl die Originalsubstanz als auch die Alterungsspuren und die im Lauf der Geschichte entstandenen Veränderungen.
- Die **Renovierung** ist die Erneuerung des Erscheinungsbildes eines Artefaktes bei extremen Schadensfällen, aber auch sie muss vom historischen Befund ausgehen und das Ersetzen von Originalteilen so weit wie möglich beschränken.
- Die **Rekonstruktion** ist das z. T. hypothetische Erschließen und Wiederherstellen des Artefaktes aus einzelnen noch erhaltenen Fragmenten.
- Eine **Replik** (Faksimile) ist die detailgetreue und maßstabsgerechte Nachschöpfung eines Artefaktes unter Verwendung neuer, nicht natürlich gealterter, aber ans Original angelehnter Materialien. Ansonsten handelt es sich um eine Fälschung.

G. Brinkhaus forderte, die verschiedenen Instandsetzungsmaßnahmen ehrlich beim Namen zu nennen und sie nicht unter dem Begriff Restaurierung zu subsumieren.

Der Trend in der Restaurierung im eigentlichen Sinne von Rara seit den Nuller-Jahren geht zur Minimalintervention. Sie wird als Antwort gesehen auf die Fehler, die im Bereich der Buchrestaurierung gemacht wurden, wie z. B. die Folienlaminierung in den 1960er Jahren oder standardmäßiges Wässern und Puffern von Papier in den 1980er Jahren. Die extremste Ausprägung des Minimalingriffs ist es, auf jeglichen Eingriff zu verzichten und die Rara stattdessen in Boxen, Kassetten oder Schubern aus säurefreier Pappe passiv zu konservieren. Wenn dies dazu führt, dass stark zerstörte und auseinandergefallene Rara dann dauerhaft der Nutzung entzogen werden, ist allerdings wenig gewonnen, denn m. E. ist ein nicht gelesenes Buch ein totes Buch. Dag Ernst Petersen, der ehemalige Leiter der Restaurierungswerkstatt der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel, warnt denn auch davor, nun den Schluss zu ziehen, die Restaurierung ganz aufzugeben.

Der „goldene Mittelweg“ ist die Teilrestaurierung unter Minimierung des Risikos, die Originalsubstanz zu gefährden oder zu verlieren. Sie darf nur aus technischen, nicht aber ästhetischen Gründen ersetzt werden. Ist die Erhaltung der Originalsubstanz nicht mehr möglich, so ist eine Erneuerung mit artgleichem Material in Erwägung zu ziehen. Verwendete Chemikalien, wie z. B. Kleber, und Materialien sollen reversibel und nachhaltig sein. Die Techniken sollen sich an den originalen alten Techniken orientieren. Der Einsatz von Klebern mit Weichmachern, Laminierungsfolien und anderen modernen Materialien bei der Rara-Restaurierung verbietet sich heute. Beispiele für Teilrestaurierungen am Einband sind die Reparatur eines zerbrochenen Holzdeckels, das Ergänzen einer fehlenden Schließe oder die Hinterfüterung eines zerstörten Häubchens; Teilrestaurierungen am Buchblock sind z. B. die Reparatur eines Risses im Titelblatt, das Neuheften gelöster Lagen oder das Hinterlegen von Wurmfräßstellen an exponierter substanzgefährdender Stelle mit Japanpapier.

Die Notwendigkeit der Dokumentation

Auch die am wenigsten invasive Form der Restaurierung, sehen wir einmal vom Minimaleingriff in seiner extremsten Form ab, verändert das ursprüngliche Objekt. Umso wichtiger ist es, den vorherigen Zustand sowie die Notwendigkeit bestimmter restauratorischer Maßnahmen und deren tatsächliche Umsetzung zu dokumentieren. Die Notwendigkeit der Dokumentation wurde erstmalig 1964 formuliert: in der Charta von Venedig, dem ersten berufsethischen Grundsatzpapier aller restauratorischen Berufsverbände. Gefordert wurde eine präzise Dokumentation in Form von kritischen und analytischen Berichten, bereichert um Zeichnungen und Fotografien. Dokumentiert werden der vorgefundene Zustand, die geplanten restauratorischen Maßnahmen und die dafür eingesetzten Chemikalien und Materialien, ein Protokoll der Behandlungsschritte sowie der Endzustand. Die Anzahl der Fotografien im Vorher- und Nachher-Zustand ist nicht generell festgelegt; sinnvoller Minimalstandard sind aber Fotografien der beiden Deckel und des Rückens sowie ggf. Details der Schäden an Vorsätzen und Buch-



block bzw. Papierschäden. Für die schriftliche Dokumentation haben sich zwei Grundtypen herausgebildet, die in der Praxis aber ineinander übergehen. Bei Berichten im Formularstil handelt es sich um vorgefertigte Listen oder Tabellen zum Ankreuzen von Merkmalsausprägungen in verschiedenen Beschreibungskategorien. Sie sind standardisiert und verwenden eine begrenzte Anzahl von

Fachbegriffen; ihre Vorteile sind Effizienz und Schnelligkeit beim Verfassen und beim Lesen im Zuge der Qualitätskontrolle. Der Berichtsstil verwendet vollständig ausformulierte Sätze zu den Sachverhalten. Seine Vorteile sind die größere Individualität, die insbesondere bei unikatlen Werkstücken wie Handschriften zu empfehlen ist, sowie die unmittelbare Nutzbarkeit für Publikationen.

Die Geschichte des Rara-Projekts der Campusbibliothek

Von diesen Grundsätzen moderner Restaurierung und den verschiedenen Arten und Graden der Instandsetzung hatte ich noch wenig Ahnung, als ich, als RVK-Fachkoordinatorin für das Altertum mit der Umsignierung der Bestände der Bibliotheken für Prähistorische Archäologie, Vorderasiatische Archäologie und Altorientalistik beschäftigt, Ende 2014 mit einer interessanten zusätzlichen Aufgabe betraut wurde. Ich sollte den Rara-Bestand des Seminars für Katholische Theologie sichten und die schlimmsten Schadensfälle für eine Restaurierung auswählen.

Während der integrativen Umsignierung von 24 Bibliotheken im Projekt „24in1“ war regelmäßig davon die Rede gewesen, dass für Restaurierungsmaßnahmen an Rara kein Geld zur Verfügung stände, nur für umfangreiche Buchbindearbeiten an den Freihandbeständen. Im „Endspurt“ für den im März/April 2015 geplanten Umzug

von ca. 1,2 Mio. Büchern aus den Instituten in den Neubau änderte sich das, und der Leiter der Campusbibliothek Martin Lee stellte Gelder für die Restaurierung der Rara der Katholischen Theologie im fünfstelligen Bereich in Aussicht. Durch eine Anfrage von Prof. Dr. Eva Cancik-Kirschbaum vom Institut für Altorientalistik beim damaligen Kanzler Dr. Peter Lange wurden im Dezember 2014 quasi als „Weihnachtsgeschenk“ Sondermittel des Präsidiums für die Restaurierung der Rara aller Cluster des Projekts „24in1“ zur Verfügung gestellt. Ich pendelte zwischen den verschiedenen Villen-Bibliotheken in Berlin-Dahlem hin und her und sichtete die Rara unter teilweise abenteuerlichen Umständen, in kühlen und von Spinnen besiedelten Kellern (ein positives Zeichen für gute Aufbewahrungsbedingungen, denn Spinnen vertilgen Schadinsekten), in engen Magazinräumen auf Leitern balancierend, vor Vitrinen und Wandschränken. Zu Beginn des

Jahres 2015 sichtete ich zusammen mit einigen unserer langjährigen Buchbindebetriebe die Rara-Bestände des Instituts für Katholische Theologie in der Schwendener Straße 31. Dabei wurde sehr schnell deutlich, dass deren Instandsetzung die Kompetenzen von normalen Buchbinderinnen übersteigen würde und diese Aufgabe nur von spezialisierten Restaurierungswerkstätten bewältigt werden könnte. Erschwerend kam hinzu, dass die Mittel zum Ende des Projekts „24in1“ abgerufen sein mussten. Aufgrund der schier Menge an potentiellen Werkstücken war von vorneherein auszuschließen, dass sie innerhalb eines knappen Jahres von einer einzigen Restaurierungswerkstatt zu bearbeiten waren. Also mussten die Werkstücke in verschiedene Lose aufgeteilt werden. Doch der Umzug in den Neubau der Campusbibliothek band alle zur Verfügung stehenden Kräfte und Ressourcen, so dass das Rara-Projekt zunächst ruhen musste.



Systematische Sichtung, Auswahl und Ausschreibung

Nach dem erfolgreich und fristgerecht beendeten Umzug nahm das Rara-Projekt Ende April 2015 wieder Fahrt auf: Nun wurden ca. 1000 Rara intensiv und systematisch gesichtet und ungefähr die Hälfte davon als restaurierungswürdig eingestuft. Die Schadensbilder wurden kurz beschrieben und in Klassen eingeteilt: in Schäden am Buchblock und am Papier, die selten waren, sowie die häufigeren Schäden am Einband. Die Rara der Katholischen Theologie wurden nach Format (Folianten und kleinere Bände) und Materialart des Einbands (Pergament, Leder, Halbleder, Papier) differenziert; dazu kamen die Rara des Clusters Altertum, Naturwissenschaften und Orientalwissenschaften. Insgesamt ergaben sich so 9 Lose für die Ausschreibung; in jedem Los wurden je nach Intensität des Schadensbildes und je nach Dringlichkeit der Instandsetzung in Pflichtbände und Optionsbände unterschieden. In dieser Phase wurde ich vom Restaurator

Klaus Missler und seiner Kollegin Kerstin Jahn von der Zentralen Landesbibliothek (ZLB) beraten, die zusammen mit den beiden Verantwortlichen für Bestandserhaltung der UB, Dr. Susanne Rothe und Ringo Narewski, die Rara-Bestände kursorisch sichtigten. Die Arbeiten zur Auswahl und Gewichtung waren sehr zeitintensiv und zogen sich bis in den Herbst hin, was in Anbetracht der Größe der Rara-Bestände keinesfalls als zu lang bezeichnet werden kann.

Ab Oktober 2015 wurde die Ausschreibung der Rara-Restauration mit detaillierten Leistungsbeschreibungen und Listen für jedes Los formuliert. Da es sich bei der Restauration um eine kreative Eigenleistung der Restauratorinnen handelt, war eine Ausschreibung im offenen Verfahren möglich, die aber immer noch einen großen administrativen Aufwand unter Beachtung vieler Fristen und Formalia darstellt. Ohne die enge Zusammenarbeit

mit den strategischen Einkäufern Christoph Malitz und René Zurauskas über mehrere Monate hinweg und ohne die Unterstützung der Leiterin des Zentralen Einkaufs der FU, Nicole Samstag wäre diese Herausforderung nicht zu schaffen gewesen.

Im Dezember 2015 wurden nur Restaurierungswerkstätten aus Berlin zur Abgabe von Angeboten und zur obligatorischen Besichtigung eingeladen, da der Transportweg für die fragilen und kostbaren Bücher möglichst gering sein sollte. Doch zeigte sich, dass das Zeitfenster bis August 2016 für die Menge der Werkstücke in den Los sehr knapp war und keine Werkstatt für mehr als ein Los bot, so dass nur die Hälfte der Lose vergeben werden konnte. Daher wurden in einer zweiten Runde im Frühjahr 2016 Restaurierungswerkstätten aus der nahe gelegenen, traditionsreichen Buchstadt Leipzig eingeladen und die übrig gebliebenen Lose zu Arbeitspaketen reduziert. Die Halblederbände und die Rara der MINT-Fächer fanden dennoch keine Abnehmer, was einerseits bedauerlich, andererseits vorteilhaft war. Denn Zeit und Geld erwiesen sich als limitierende Faktoren: Die (niemals intendierte) Komplettsanierung des Bestandes hätte unseren finanziellen Rahmen deutlich gesprengt. Aber auch für die ursprünglich geplanten ca. 450–500 Werkstücke hätten die Mittel nicht ausgereicht, wie erst durch die Kostenvoranschläge deutlich wurde.

Während der laufenden Restaurierungsarbeiten bestanden intensive Kontakte zwischen den Restauratorinnen und mir, aber nur in einem Fall zeigte sich im Lauf der Bearbeitung, dass die veranschlagte Maßnahme nicht ausreichte.

Bis zum August 2015 kehrten die restaurierten Rara sukzessive wieder aus den verschiedenen Berliner und Leipziger Werkstätten zurück, zusammen mit der Dokumentation und den nicht mehr zu rettenden Teilen der Originalsubstanz, von Hanfchnurresten aus den Bänden bis hin zu Pergamentmakulatur, die zur Hinterfütterung der Vorsätze sekundär verwendet worden war. Wir hatten den Restauratorinnen nicht vorgegeben, ob sie den Berichtsstil oder den Formularstil wählen sollten, sondern die Freiheit gelassen, die Dokumentation in der bei ihnen üblichen Weise zu verfassen.

Vor-Akzession zur Digitalisierung

Parallel zu Sichtung, Auswahl und Ausschreibung wurde von August 2015 bis Februar 2016 die sogenannte Vor-Akzession zur Digitalisierung vorgenommen. Die Digitalisierung senkt die Benutzungsfrequenz und schont daher die historischen Bestände, stellt aber andererseits durch die mechanische Beanspruchung auf dem Scanner ihrerseits eine Gefahr für die Rara dar. Ideal wäre es gewesen, die Rara schon vor der Restaurierung zu digitalisieren, denn so hätten durch den Scanner verursachte Schäden bei der Restaurierung beseitigt werden können. Doch in der realen Welt mit ihren eng begrenzten Zeitfenstern konnten wir dies leider nicht umsetzen.

Die Strapazen der Digitalisierung möchte man den Rara der eigenen Bestände ersparen und daher nur solche Rara scannen lassen, von denen noch kein Digitalisat nachweisbar ist. Daher wurde ein Vergleich der Exemplare der Campusbibliothek mit Digitalisaten aus anderen Bibliotheken vorgenommen. Um das Verfahren zu verkürzen, wurden im Fingerprint-Verfahren vorgeschriebene Zeichengruppen statt jede Seite einzeln abgeglichen.

Nachdem die ersten Werkstücke wieder zurückgekehrt waren, begann ab Juli 2016 die Digitalisierung in

der Repro-Stelle der UB durch Martina Gesch und ihr Team. Diese Arbeit ist extrem zeitintensiv, nicht allein durch die erforderliche Vorsicht bei der Handhabung der kostbaren Stücke, sondern auch wegen der Erarbeitung der sogenannten Metadaten: jedes Kapitel, jedes Vorwort, jeder Annex oder Register müssen durchgezählt und eigens angelegt werden, was bei den sehr umfangreichen Folianten mehrere Wochen Arbeitszeit kosten kann. Außerdem zeigte sich, dass Bände, die sich nicht mindestens in einem 95°-Winkel öffnen ließen oder die Marginalien am inneren Rand aufwiesen, nicht mit dem Flachscanner digitalisiert werden können. Aus diesen Gründen war die Digitalisierung auch nach Projektende im September 2017 nicht abgeschlossen.

Unser Anliegen war es, bei dem in einem sehr engen Zeitfenster durchgeführten Rara-Restaurierungsprojekt eine Auswahl der Werkstücke und Festlegung von restauratorischen Maßnahmen zu treffen, die auch auf längere Sicht Bestand haben wird.

Wir hoffen, dass wir unserer historischen Verantwortung gerecht geworden sind, wie Christian Beintker sie definiert hat als „Verantwortung, die wir als Bewahrer für eine kurze Zeitspanne tragen“.

Literatur

Beintker, Christian: Der Minimaleingriff – das neue Denken in der Buchrestaurierung. Vortrag in der Fortbildungsveranstaltung „Einzelrestaurierung, Auftragsvergabe, Dokumentation“ in der Deutschen Bücherei Leipzig (Oktober 2004).

Brinkhus, Gerd: Instandsetzung von Kulturgut. Konservierung, Restaurierung, Renovierung, Rekonstruktion und Replik. Zur Begriffserklärung und zu den Grundsätzen. In: *Bestandserhaltung in Archiven und Bibliotheken*. Hg. Hartmut Weber. Stuttgart 1992, 43–52.

Feldmann, Reinhard: Grundsätze der Einzelrestaurierung. In: *Forum Bestandserhaltung*. (z. Zt. nicht verfügbar).

Petersen, Dag-Ernst: Wo steht die Buchrestaurierung heute? In: *Restauro* 130,3 (1997) 186–189.

Schäfer, Irmhild: Dokumentation – Ein zentraler Bestandteil der Restaurierung im Bereich Handschrift, Altes Buch und Archivgut. In: *PapierRestaurierung* 5,1 (2002) 13–21.

Dank

Ich danke Dr. Susanne Rothe und Ringo Narewski an dieser Stelle für ihre Hilfe bei der Sichtung der Rara-Bestände und für die wertvollen Hinweise zur Auswahl und Ausschreibung. Auch Christoph Malitz, René Zurauskas und Nicole Samstag sei an dieser Stelle gedankt. Constanze Hachenberger und Angelika Stellert aus der UB unter Anleitung von Dr. Susanne Rothe ist herzlich für die tour de force unter hohem Zeitdruck zu danken.

Seite 8: Pergamentbände mit Bündeln, Detail zerstörte Häubchen
Seite 10: Lederfoliant C 14198, Häubchen zerstört, Lagen freiliegend
Seite 11: Tierfraß in Vorsatzpapier marmoriert, in Nähe der Falz
Abb. 12: Holzdeckelband, Fleck auf hellem Schweinslederbezug



„Eine wirklich gediegene und brauchbare Bibliothek katholischer Werke.“

Marcel Reding und das Seminar für Katholische Theologie

Die Geschichte der Bibliothek des Seminars für Katholische Theologie an der Freien Universität Berlin samt ihres wertvollen Rara-Bestandes ist eng mit der Entstehungsgeschichte des Seminars und seines ersten und lange Zeit einzigen Professors verbunden. Um Bestand

und Sammelschwerpunkte der Bibliothek verstehen zu können, muss daher eingangs etwas über die Gründung des Seminars, seines Gründungsprofessors und dessen akademische Interessen gesagt werden.

Ein interessantes Experiment: Katholische Theologie in Berlin

Mitte der 1950er Jahre konnte man sich auch an der noch jungen Freien Universität Berlin nicht vorstellen, dass eine *universitas litterarum* ohne ihre älteste wissenschaftliche Disziplin, die Theologie, auskommen könne. So wurden innerhalb der Philosophischen Fakultät der Freien Universität zeitgleich zwei neue Institute gegründet: das Institut für Evangelische Theologie, das 2009 aufgelöst wurde, und das Seminar für Katholische Theologie, das bis zum heutigen Tag besteht (Middelbeck-Varwick/Daumenlang). Die mit der Berufung des katholischen Theologen betrauten Professoren der Philosophischen Fakultät, Wilhelm Berges und Wilhelm Weischedel, machten es sich damals nicht leicht, einen geeigneten Kandidaten für die Stelle auszusuchen. Da der künftige Lehrstuhlinhaber nicht nur Religionslehrer heranzubilden, sondern „darüber hinaus in einer Universität ohne Theologische Fakultät allen Studenten die Möglichkeit eines spezifisch theologischen Unterrichts zu geben“ habe, wünschte man sich einen Theologen, der nicht nur ein Spezialist in seinem Fach sein sollte, sondern die ganze Theologie möglichst universal vermitteln können sollte. So stellte man für die weitere Kandidatensuche zwei Richtlinien auf:

1. Bei gleicher wissenschaftlicher Qualifikation verdienen die Kandidaten den Vorzug, die zwar eine philosophische Potenz darstellen, aber doch nicht einseitig oder überwiegend Philosophie aus katholischer Sicht, sondern systematische Theologie auf exegetischer, dogmenhistorischer oder liturgiewissenschaftlicher Grundlage zu vertreten wissen; 2. die Vertrautheit mit den Methoden und Problemen einer theologi-

schen Sonderdisziplin wie etwa Liturgiewissenschaft oder Moralthologie dank eigener Forschungsarbeit ist erwünscht, sollte aber soweit wie möglich durch die Fähigkeit ergänzt sein, die Spezialstudien auf die dogmatisch-systematischen Grundfragen zu beziehen und in der Lehre eine gewisse Universalität und Gegenwartsnähe der Anschauung zu erreichen. (UA-FUB Phil. Fak. 68, undatiert)

Nachdem man, der damaligen Praxis entsprechend, den Rat etlicher theologischer Experten eingeholt und fast zwanzig Kandidaten eingehend besprochen hatte – darunter bekannte Namen wie Bernhard Welte, Karl Rahner oder Hans Urs von Balthasar – fiel die Wahl der Berufungskommission schließlich auf den aus Luxemburg stammenden Marcel Reding (1914–1993). Er hatte nach seinem Studium am Luxemburger Priesterseminar (1935–1940) und seiner dortigen Priesterweihe seine Studien in Freiburg i. Br. bei Martin Heidegger und Martin Honecker sowie in Paris bei Étienne Gilson, Louis Lavelle, René Le Senne, Jean Wahl und Gaston Bachelard fortgesetzt. Besondere Bedeutung erlangte allerdings Tübingen. Hier studierte er bei Max Wundt und bei den Lehrern der berühmten Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingens, wo Reding bei dem bekannten Moralthologen Theodor Steinbüchel promovierte und habilitierte. Hier war er mehrere Jahre Privatdozent und vertrat nach Steinbüchels Tod die vakante Professur. 1952 wechselte Reding als Professor für Moralthologie an die Universität in Graz. Redings Lehr- und Forschungstätigkeit in dieser Zeit ging weit über die Moralthologie hinaus und

umfasste auch verschiedene philosophische Gebiete; eigene Berühmtheit erlangte er in dieser Zeit aufgrund seiner progressiven philosophisch-theologischen Auseinandersetzung mit dem Marxismus, die ihn 1955 auch in die Sowjetunion führte, wo er – mitten im Kalten Krieg – auf Einladung der sowjetischen Regierung und mit Wissen des Papstes, den man vorher um Erlaubnis gebeten hatte, sich eingehend über die Religionspolitik des Landes informierte (vgl. hierzu: Conzernius 2008)

Dass Reding der richtige Mann für Berlin sei, sah auch der Rektor der Freien Universität Berlin so, der in seinem Ernennungsvorschlag für den Senator für Volksbildung darauf hinwies, dass die von der Philosophischen Fakultät gewünschte Breite in Forschung und Lehre bei Reding in besonderem Maße gegeben sei. So sei er nicht nur „von Haus französischer sowie deutscher Geistigkeit aufgeschlossen“, sondern „nach dem Votum des Seniors der katholischen Dogmatik in Deutschland, Professor Karl Adam“ besitze er außerdem

nicht nur für den engeren moraltheologischen Fragenkreis, sondern auch und zumal für die Probleme der gesamten Theologie, soweit sie von der Philosophie und von der Dogmengeschichte aufgegeben sind, eine seltene Aufgeschlossenheit und ein waches Verständnis. Er ist in besonderer Weise befähigt, in die theologische Arbeit moderne Fragestellungen heranzubringen und sie dadurch in wünschenswertem Ausmaß zu befruchten. (UA-FUB I A 18 Personalakte Reding I, 1956)

Die Suche nach einem für die Freie Universität geeigneten Kandidaten war auch deswegen so intensiv betrieben worden, weil innerhalb der Berufungskommission durchaus Klärungsbedarf hinsichtlich der Lehraufgabe des künftigen Theologieprofessors bestand. Denn ein wesentlicher Grund eines akademischen Studiums der Katholischen Theologie, nämlich junge Männer für

den Priesterberuf auszubilden, war nicht zuletzt wegen der geringen Größe des Instituts von vornherein ausgeschlossen. Für die Katholische Theologie als akademisches Fach wurde mit der Errichtung des Seminars für Katholische Theologie innerhalb der Philosophischen Fakultät daher weitgehend Neuland betreten. Zwar gab es zwischen 1923 und 1939 an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität (der Vorgängerin der Humboldt-Universität in Berlin-Mitte) bereits einen katholischen Professor, Romano Guardini, doch lässt sich dies nicht mit der Situation von 1957 vergleichen, da Guardini die gesamte Zeit über ordentlicher Professor an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Breslau blieb und eher ein ungeliebter Gast an der preußischen Universität war, dem allerlei Steine in den Weg gelegt wurden (vgl. hierzu: Nickel 2011). Auch ist die Errichtung des Seminars nicht mit den nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen katholischen Weltanschauungsprofessuren vergleichbar, die in Göttingen und Frankfurt a. M. errichtet wurden, da in den Berufungsverhandlungen großer Wert darauf gelegt wurde, dass der Professor über die katholische Konfession hinaus zu wirken verstehe. So kann es als ein großes und kaum vergleichbares Experiment bezeichnet werden, dass die Freie Universität nicht nur einen außergewöhnlichen katholischen Theologen an der Philosophischen Fakultät mit einer Professur versah, sondern ihn darüber hinaus auch ein Institut mit Assistentenstelle und angemessenem Bibliotheksetat gründen ließ. Hierin zeigte sich ein deutlicher Unterschied zu Göttingen: Der erste Göttinger Lehrstuhlinhaber verließ nach kurzer Zeit die Universität wieder, da ihm offensichtlich ein Großteil der Literatur fehlte, die ihm für die wissenschaftliche Arbeit eines katholischen Theologen unverzichtbar erschien (Meuthen 2001, 14f.).

Mit Reding wurde ein außergewöhnlicher Denker berufen, der sich in Forschung und Lehre mit vielfältigen

Perspektiven und Gegenständen befasste und diese so zusammenzubringen verstand, dass er in Wissenschaft und Gesellschaft hineinwirken konnte. Ludger Honnefelder, der Berliner Nachfolger Redings, blickte anlässlich des Festaktes zu dessen 70. Geburtstag auf Redings 23-jährige Berliner Tätigkeit zurück und fasste die Vielfalt von dessen Denken mit folgenden Worten zusammen:

Er hat mit der mittelalterlichen Theologie und Philosophie, der Scholastikforschung, aber auch der Ethik und Sozialethik Forschungsschwerpunkte eingerichtet, die über sein Wirken hinaus zum Kennzeichen des Seminars geworden sind. Und er hat in Form einer reichen und in ihren Schwerpunkten vorzüglichen Bibliothek [...] das dazu gehörige Instrumentar geschaffen. Nicht zuletzt aber hat er deutlich gemacht, daß Theologie, wenn sie in einer Universität so vertreten ist wie in der Freien Universität, ihren Status und Ort stärker denn eine in Form einer ganzen Fakultät arbeitende Theologie als Herausforderung begreifen muß, als die Herausforderung, zu dem Gespräch mit den anderen Wissenschaften, mit der evangelischen Theologie, den anderen Nachbardisziplinen und nicht zuletzt der Philosophie fähig und bereit zu sein und ihr Eigenes in Auseinandersetzung mit aus diesem Gespräch auf sie zukommenden Fragen und Problemen zu entwickeln. (Honnefelder 1985, 14)

Reding hat, dies lässt sich an Honnefelders Würdigung der Berliner Tätigkeit deutlich entnehmen, die von Seiten des Rektorats und der Philosophischen Fakultät in ihn gesetzten Erwartungen vollauf erfüllt. Er hat aber auch mit seinem langjährigen Assistenten, dem Philosophiehistoriker Wolfgang Hübener (1934–2007), einen Mitarbeiter an das Seminar geholt, der mit seinem breiten ideengeschichtlichen Ansatz, den Interessen Redings kongenial entsprach und viel Arbeit investierte, um die zeitgleich entstehende Bibliothek aufzubauen.

Die Bibliothek – Spiegel eines gelehrten Lebens

Die Gründung einer akademischen Katholischen Theologie im Westteil der traditionell protestantisch geprägten Stadt war eine besondere Situation; und es mag sich die Frage aufdrängen, wie die Freie Universität Berlin und ihre Theologie sich dieser Herausforderung gestellt haben. Aufschluss hierüber vermag die Bibliothek zu geben, mit der das Seminar ausgestattet worden ist. Die neue Campusbibliothek der Freien Universität, die aus der Zusammenlegung von 24 verschiedenen Institutsbibliotheken entstanden ist, verwahrt zwei Inventarbücher der vormals eigenständigen Bibliothek des Seminars für Katholische Theologie, die zusammen die gesamte Wirkungszeit von Marcel Reding umfassen.¹ An ihnen lässt sich also hervorragend studieren, wie aus dem Nichts das Instrumentar geschaffen wurde, mit dem nach den Worten Honnefelders das „Seminar zu einem innerhalb der Freien Universität als auch weit über sie hinaus beachteten wissenschaftlichen Ansehen“ geführt worden ist (Honnefelder 1985, 14). Auf 700 Seiten lässt sich en détail nachvollziehen, wie nicht nur eine Seminarbibliothek ganz neu aufgebaut wurde und welche Schwerpunkte der geschäftsführende Direktor dieses Seminars dabei setzte, sondern ebenso wie Reding mit großem Geschick eine breite theologische Bildung in einen akademischen Raum hineinrug, der ganz neu mit diesem Denken belebt werden musste.² Denn Reding war mitnichten nur daran interessiert, sein – bereits als breitgefächert zu bezeichnendes – Arbeitsgebiet mit der nötigen Literatur auszustatten. Vielmehr ging er davon aus, dass die Theologie als Ganze – wenn nicht personell, so doch in Form von Literatur – am neuen Wissenschaftsstandort vertreten sein müsse. Im Sommersemester 1957 wurden laut Inventarbuch die ersten Titel in den Bestand der neuen Bibliothek aufgenommen. Dann wurden in einem Zeitraum von 10 Jahren, d. h. bis 1967, 5 000 Inventarnummern vergeben und im darauffolgenden Zeitraum etwa weitere 5 000, so dass man – abzüglich der Zeitschriften – Ende der 1970er Jahre etwa 10 000 „Titel“ vorzuweisen hatte, wobei die tatsächliche Anzahl an Büchern weitaus höher gewesen sein dürfte.³

Der Bedeutung einer eigenen wissenschaftlichen Bibliothek für die Arbeit an der Freien Universität war sich Reding von Beginn an bewusst. So bat er bereits im Verlaufe der Berufungsverhandlungen um einen einmaligen Betrag von 5 000 DM, „der als Grundstock dienen soll für eine Bibliothek, da dieses Fach bisher an der Freien Universität nicht vertreten war“ (UA-FUB I/I Kur 56 Berufungsverhandlungen M-Z, 1956). Aufgrund dieses Umstandes hielt selbst Friedrich Ernst von Bergmann, der erste Kanzler der Freien Universität, der damals noch „Kurator“ hieß, diese Forderung für „durchaus bescheiden“. Allerdings erklärte sich diese Bescheidenheit daraus, dass Reding zu diesem Zeitpunkt noch auf eine größere Schenkung an wissenschaftlichen Werken hoffte. Sollte die Schenkung nicht zustande kommen, werde man sich bemühen, so der Kurator, für den weiteren Bibliotheksaufbau zusätzliche Mittel zur Verfügung zu stellen. Hierzu gehörten durch Senatsbeschluss vom 22. Juni 1957 dem Seminar für Katholische Theologie zugewiesene Sondermittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Höhe von 15 000 DM. Sie dienten zur Beschaffung von Grundbeständen für die Bibliothek durch den Ankauf der Privatbibliothek des verstorbenen Berliner Liturgiewissenschaftlers Johannes Pinski, der ab 1954 Honorarprofessor an der Freien Universität gewesen war, sowie zur Erwerbung einer seltenen, vollständigen griechischen (*Patrologia Graeca*) und lateinischen (*Patrologia Latina*) Kirchenväterausgabe von Jacques Paul Migne sowie zur „Anschaffung wertvoller mittelalterlich-katholischer und neuscholastisch-katholischer Literatur“ (UA-FUB AS 1/194, 1959). Reding gab das hierfür zugesagte Geld recht zügig aus, um eine „Reihe wertvoller mittelalterlicher und moderner theologischer Werke“ zu erwerben und musste daher dem Kurator kurz nach Bewilligung der Gelder mitteilen, dass er zusätzliches Geld für den weiteren Erwerb theologischer Werke benötige (UA-FUB 3500/38, 25. Februar 1960). In einem zweiten Brief vom gleichen Tag machte Reding den Kurator erneut auf die Notwendigkeit der Verfügbarmachung von Mitteln für den Bücherankauf aufmerksam:

Wie ich Ihnen, sehr verehrter Herr Kurator, schon früher wiederholt ausführlich darlegen konnte, bin ich seit langem darum bemüht, eine wirklich gediegene und brauchbare Bibliothek katholischer Werke zusammenzustellen. Diese Werke sind in Berlin überhaupt nicht und in Westdeutschland nur sehr schwer zu bekommen. Es ist mir in diesem Jahr gelungen, die seltene vollständige lateinische Kirchenväterausgabe von Migne und andere wichtige mittelalterliche Literatur in luxemburgischen und lothringischen Klöstern zu erwerben. Wegen des Ankaufs weiterer wichtiger Werke stehe ich mit in- und ausländischen Antiquariaten in Verbindung. (UA-FUB 3500/38, 25. Februar 1960).

Doch Reding stand nicht nur mit vielen Antiquariaten und Buchhandlungen in Verbindung, sondern bereiste auch verschiedene Priesterseminare und Klöster in Belgien, Luxemburg und Frankreich, wo er vor Ort mit Bibliothekaren und Kloostervorstehern über mögliche Ankäufe verhandelte. Dabei scheint er sich stets bewusst gewesen zu sein, dass es sich um Literatur handelte, die nirgends in Berlin zu bekommen war. Den Kurator informierte Reding regelmäßig über seine Verhandlungen und seine bibliothekarischen Absichten. So schrieb er in einem seiner Briefe:

In Belgien (Beau Plateau) lassen die Redemptoristen ein Kloster eingehen, das sie wegen Personalmangel und der ländlichen Lage nicht halten können. Dort befindet sich eine grosse theologische Bibliothek, aus deren Bestand mir der Provinzialobere aus Brüssel die 104 [noch fehlenden Patrologia Graeca-]Bände zugesagt hat. Vielleicht lässt sich im nächsten Jahr noch das eine oder andere weitere Stück aus dieser Bibliothek erwerben, aber das ist nicht mehr so wichtig, wenn wir einmal die Kirchenväter und hauptsächlichsten Scholastiker in unserem Institut besitzen. Für diese Quellenwerke würde ich alles andere gern opfern, sie sind das Fundament einer wissenschaftlichen theologischen Bibliothek. (UA-FUB 3500/38, 22. März 1960)

Da sich Reding nach dem Erwerb der Migne-Kirchenväterausgabe keineswegs mit diesem Korpus zufrieden gab, darf man davon ausgehen, dass sich die Aussage seines Briefes auf „Quellenwerke“ insgesamt bezieht, die von ihm auch weiterhin regelmäßig beschafft worden sind. Für den Erwerb seltener Bände überschritt Reding mehrfach den Bibliotheksetat und musste daher den Kurator bitten, ihm auszuhelfen: „Angesichts der Notlage der wissenschaftlich so außergewöhnlich unterentwickelten katholischen Theologie hier in Berlin wäre ich Ihnen für ein Entgegenkommen gerade in diesem Falle besonders dankbar.“ (UA-FUB 3500/38, 29. Mai 1961). Erschwerend komme hinzu, so Reding in einem seiner Briefe, dass der Erwerb der Literatur nicht verschoben werden könne, da immer mehr Bestände aus Klosterbibliotheken nach Amerika und Kanada gingen, weil dort eine hohe Nachfrage sei und von dort hohe Angebote unterbreitet würden.

Trotz der immer wieder zu knappen Geldmittel setzte Reding kontinuierlich den Ankauf antiquarischer Bände fort. 1965 musste er deswegen erneut um zusätzliche Mittel bitten: „Gleichzeitig ist völlig überraschend der westdeutsche Antiquariatsmarkt durch den Ankauf großer Klosterbibliotheken aus den Ostblockländern mit wertvollen und seltenen älteren Drucken überschwemmt worden, von denen wir zahlreiche preisgünstig für Berlin erwerben konnten.“ (UA-FUB 3500/38, 5. April 1965). Hier

bezog sich Reding offensichtlich auf die Auflösung und Enteignung osteuropäischer Klöster samt ihrer Bibliotheken in den 1950er Jahren. Besonders Ungarn, wo – den Besitzstempeln nach zu urteilen – etliche Bücher herkamen, war von diesen Ereignissen betroffen:

Das nach dem Zweiten Weltkrieg an die Macht gekommene staatssozialistische System hat durch die Verstaatlichung der kirchlichen Schulen und die Auflösung der geistlichen Orden eine außerordentliche Bewegung in den Buchbeständen verursacht, die auch zur Vernichtung von wertvoller Literatur führte. [...] Es entstand ein nie wieder zu beseitigender Bruch in der ungarischen Kulturgeschichte. Viele wertvolle alte Bestände sind zerstreut worden. Einige konnten dadurch gerettet werden, daß sie in neue Sammlungen aufgenommen wurden. (Vásárhelyi 1998, 34)

Auch wenn hiermit zunächst die öffentlichen Sammlungen in Ungarn selbst gemeint waren, auf die das ungarische „Landeszentrum für Bibliothekswesen“ die Bestände der 129 liquidierten Klöster und Ordenshäuser verteilte, so lassen sich zu den erhalten gebliebenen Büchern Büchern auch diejenigen zählen, die zum Verkauf freigegeben wurden. Auf diese Weise gelangten etliche Exemplare aus Ungarn nach Berlin und bereichern bis heute den Rara-Bestand der Freien Universität Berlin.

Da selbst der Kurator zugab, dass die Literatur, die das Seminar für Katholische Theologie für seinen wissen-

schaftlichen Betrieb benötigte, nicht in Berlin vorhanden sei, wurden die erbetenen finanziellen Mittel immer wieder zur Verfügung gestellt. Aus den Inventarbüchern, den Akten des Universitätsarchivs und den Besitzstempeln und Besizervermerken in den Büchern selber lässt sich einiges über die Herkunft der Bücher rekonstruieren, was auf bewegte Geschichten schließen lässt. Lediglich die Nachlassbibliothek von Pinsk und einige Geschenke des Moabiter Dominikanerklosters kamen aus Berlin. Der übrige Bestand kam aus Dutzenden von Antiquariaten und Buchhandlungen, aus den von Reding und Hübener besuchten Klöstern und aus Nachlässen verschiedener Geistlicher.

Aber Reding hat auch selbst immer wieder der Bibliothek Bücher geschenkt. Seine größte Schenkung mit 1021 Büchern und 78 Heften erfolgte im Jahr 1967:

[S]eit vielen Jahren habe ich in meiner alten Heimat im Luxemburgischen ältere, wertvolle theologische Bücher gesammelt, die ich nun nach Berlin habe transportieren lassen in der Hoffnung, daß sie hier nützlich sein könnten. [...] Es handelt sich um ältere Werke exegetischer, scholastischer, kanonistischer und historischer Natur. (UA-FUB 3500/38, 19. April 1967).

Die wertvollsten Bücher dieser beeindruckenden Schenkung stammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Hierzu gehören die Werke von Willem Hessels van Est, Franciscus Sylvius, Giovanni Bona und Noël Alexandre.

Der Rara-Bestand der Bibliothek – Ein bunter Strauß seltener Drucke

Aufgrund der oben skizzierten besonderen Situation, die den unermüdlichen Sammler – sowohl durch die Unabwägbarkeiten antiquarischer Erwerbungen als auch durch die Begrenzungen des Bibliotheksetats – vor einige Herausforderungen stellte, kann freilich nicht von systematischen Sammelschwerpunkten gesprochen werden, wie sie charakteristisch für Großbibliotheken sind. Gleichwohl finden sich im Rara-Bestand viele Perlen, von denen einige im vorliegenden Band gesondert vorgestellt werden. Angefangen bei Joachim von Fiore venezianischem Erstdruck seiner *Expositio in Apocalypsim* von 1527 (vgl. *Das älteste Buch der Campusbibliothek – eine Postinkunabel?* in diesem Band) über seltene moraltheologische Werke des 17. Jahrhunderts bis hin zu den wertvollen Erstausgaben sämtlicher Werke der von Rom geregelten Theologen Georg Hermes und Anton Günther spannt sich ein bunter Bogen durch vier Jahrhunderte Buchdruck. Gleichwohl es Reding und Hübener beim Aufbau der Bibliothek vor allem um eine theologische Breite ging, die nicht nur die lange, sondern ebenso die vielfältige Tradition katholischen Denkens zum Vorschein bringen sollte, so lassen sich bezüglich des Rara-Bestandes einige Schwerpunktsetzungen ausmachen:

1 Gründliche Erforschung der Scholastik: Den breitesten Raum nehmen die Philosophen und Theologen der Scholastik ein. Hier beschränkte sich Reding weder auf Schulen noch Epochen. Sowohl bekanntere als auch weniger bekannte Denker des Mittelalters, der Frühen Neuzeit und der Moderne finden sich in der Bibliothek. Mit Blick auf den Rara-Bestand sind vor allem die Vertreter der Spät- und Barockscholastik hervorzuheben, wie etwa die italienischen Dominikaner Thomas Cajetan (Tommaso de Vio) und Vincenzo Ludovico Gotti oder der in Graz geborene Franziskaner Crescentius Krisper (vgl. hierzu *Bronze- und Brokatpapiere* und *Marmorisierte Papiere* in diesem Band). Ebenso finden sich im Rara-Bestand der Bibliothek die Werke der wichtigsten Vertreter der Schule von Salamanca, so z. B. von Domingo de Soto und Melchior Cano.

2 Theologische Auseinandersetzung mit Atheismus und Religionskritik: Wenn man bedenkt, dass die Anfangsjahre von Redings Tätigkeit in Berlin noch vor dem Mauerbau liegen, so dass auch junge Menschen aus dem Ostteil Berlins bei ihm studierten, ist sein anhaltendes Interesse am Marxismus und dessen Atheismus verständlich. Seine wissenschaftliche Antwort überrascht gleichwohl: Reding ging davon aus, dass sich über Thomas von Aquin eine Brücke zu Karl Marx schlagen lasse, da man beide auf ihre Rezeption des Aristoteles hin lesen könne. So erklärt sich nicht nur der Aufbau einer recht umfassenden Thomasliteratur, sondern ebenso die Forschungsliteratur zu Aristoteles und zur theologischen Auseinandersetzung mit Marxismus und Atheismus. Beispielhaft erwähnt seien Werke zur thomistischen Theologie des deutschen Benediktiners Ludwig Babenstuber (vgl. hierzu: *Marmorisierte Papiere* in diesem Band) und des französischen Dominikaners Jean Baptiste Gonet (vgl. hierzu: *Scharfe Schnitte und Kanten* in diesem Band). Aber auch die Religionskritik des 19. Jahrhunderts, angefangen bei der Erstausgabe von Ludwig Feuerbachs sämtlichen Werken bis hin zu den Werken des antiklerikalen Schriftstellers Franz Huber, ist in der Bibliothek vorhanden, allerdings nicht im Rara-Bestand.

3 Philosophische Fundierung des theologischen Denkens: Ein Großteil der philosophischen Literatur der Bibliothek besteht aus neueren Ausgaben; aber die Arbeiten, die der philosophischen Theologie zugeordnet werden können, wurden auch als Rara angeschafft, so etwa Christian Wolffs zweibändige *Theologia naturalis* (Tübingen 1746) oder Hugo Grotius' *De veritate religionis christianae* (Amsterdam 1657).

4 Moraltheologie und Aszetik: Da Reding über das Wesen des Menschen in der griechischen Philosophie promoviert und über die Metaphysik der sittlichen Werte habilitiert hatte, lag dieser Schwerpunkt nahe. Aber auch hier suchte Reding einen historischen Zugang, so dass nicht nur Klassiker der Moralphilosophie und -theologie von ihm angeschafft wurden, sondern ebenso Klassiker der Aszetik (theologische Erforschung der christlichen Askese und Spiritualität) und der Homiletik (Predigtlehre), wie etwa die Werke von Pierre de Bérulle, Jacques-Bénigne Bossuet oder Abraham a Sancta Clara.

5 Liberale Strömungen und Erneuerungsbewegungen:

Auffallend ist Redings Interesse an liberalen, alternativen und heterodoxen (von der katholischen Lehre abweichenden) Strömungen der katholischen Theologie. So zeigte er ein ebenso großes Interesse an Nikolaus von Kues, Fausto Sozzini, Cornelius Jansen (vgl. hierzu: *Marmorierete Papiere* in diesem Band) und des auf ihn gründenden Jansenismus. Auch dieses Interesse erstreckte sich bis in die Moderne, auf die Reformkatholiken und Modernisten des 19. Jahrhunderts, wie etwa Alfred Loisy oder Herman Schell, die Theologen der Katholischen Tübinger Schule und die französische Nouvelle Théologie.

Aber nicht nur die Themen und Autoren des Rara-Bestandes sind bunt gefächert, auch die Bücher selbst zeugen von einer interessanten Vielfalt. Die Bibliotheks-situation des Seminars für Katholische Theologie führte, wie im Vorhergehenden geschildert, zu Anschaffungen, durch die Bücher aus ganz Deutschland und halb Europa nach Berlin kamen. Mit Blick auf den Rara-Bestand führte dies zu einem unbeabsichtigten, aber interessanten Nebeneffekt: Während in klassischen Klosterbibliotheken, die in Jahrhunderten kontinuierlich aufgebaut worden waren und meist über hauseigene Buchbindereien verfügten, eine gewisse Homogenität bezüglich der äußeren Gestaltung der Bücher vorhanden war, ist der Rara-Bestand des Seminars für Katholische Theologie, dessen Bücher aus unterschiedlichsten Bibliotheken mit recht verschiedenen bibliothekarischen Traditionen stammen, durch eine große Heterogenität an äußerlichen Erscheinungsformen gekennzeichnet. Handvergoldete Buchrücken, Stehkanten und Innenränder, unterschiedlich marmorierte und verzierte Vorsatzpapiere, punzierte, bemalte oder vergoldete Buchschnitte und unterschiedlichste Bucheinbandstoffe von Pergament bis Papier finden sich unter den alten Drucken und legen Zeugnis nicht nur von einer langen Geschichte theologischer Bibliotheken und der Vielfalt der Buch- und Einbandkunst ab, sondern ebenso von einem erstaunlichen Theologen und Sammler,⁴ der mit dem Aufbau einer gediegenen Bibliothek der wissenschaftlichen Theologie an der Freien Universität eine feste Basis gegeben hat.⁵

DR. MARKUS THURAU

Literatur

- Conzemius, Victor: Kurier des Papstes? Die Moskaureise des Luxemburger Theologen Marcel Reding im Jahre 1955. In: *Kirchliche Zeitgeschichte* 21 (2008), 133–185.
- Honnefelder, Ludger: Ethik und Geschichte. Marcel Reding – Leben und Werk. In: *Festakt zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Marcel Reding am 24. Januar 1984* (= Informationen aus Lehre und Forschung 10/1985). Hg. Seminar für Katholische Theologie. Berlin 1985.
- Meuthen, Erich: Das Thomas-Institut – Vor- und Gründungsgeschichte. In: *Ende und Vollendung. Eschatologische Perspektiven im Mittelalter* (= Miscellanea mediaevalia 29). Jan A. Aertsen, Martin Pickavé. Berlin, New York 2001, 3–20.
- Middelbeck-Varwick, Anja, Monika Daumenlang: Geschichte des Seminars für Katholische Theologie an der Freien Universität Berlin. In: *Religionswissenschaft, Judaistik und Neuere Philologien an der Freien Universität Berlin* (= Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Freien Universität Berlin). Hg. Karol Kubicki, Siegwald Lönnendonker. Göttingen 2012, 27–34.
- Nickel, Monika: Romano Guardini und die Professur für Religionsphilosophie und katholische Weltanschauung in Berlin. In: *Katholische Theologie im Nationalsozialismus*, Bd. 1/2: Institutionen und Strukturen. Hg. Dominik Burkard, Wolfgang Weiß. Würzburg 2011, 124–150.
- UA-FUB I/1 [Universitätsarchiv, Freie Universität Berlin] Kur 56 Berufungsverhandlungen M-Z: Kurator der FU an den Senator für Volksbildung, 14. Juli 1956 (Entwurf).
- UA-FUB I A 18 Personalakte Reding I: Rektor der FU Berlin an den Senator für Volksbildung, 18.09.1956 (Entwurf).
- UA-FUB AS 1/194: Protokoll der ordentlichen Senatssitzung vom 30. September 1959.
- UA-FUB Phil. Fak. 68: Gutachten der Fakultätskommission für katholische Theologie (undatiert, mit den Unterschriften von Berges und Weisedel).UA-FUB 3500/38: Reding an den Kurator, 25. Februar 1960.
- UA-FUB 3500/38: Reding an den Kurator, 25. Februar 1960.
- UA-FUB 3500/38: Reding an den Kurator, 22. März 1960.
- UA-FUB 3500/38: Reding an den Kurator, 29. Mai 1961.
- UA-FUB 3500/38: Reding an den Kurator, 5. April 1965.
- UA-FUB 3500/38: Reding an den Kurator, 19. April 1967.
- Vásárhelyi, Judith P.: Bibliotheken in Ungarn. In: *Handbuch deutscher historischer Buchbestände in Europa*. Bd. 5: Ungarn. Hg. Bernhard Fabian. Hildesheim 1998, 23–38.



Provenienzforschung im bibliothekarischen Alltag

Ein Buch geht durch viele Hände: Autorin, Verlegerin, Lektorin, Buchdruckerin, Buchhändlerin, Buchkäuferin, Leserin – alle befassen sich mit dem Buch, fassen es auch physisch an und idealerweise hinterlässt jede von ihnen Spuren im Buch, die dann untrennbar das Buch prägen. Damit wird es möglich, zwischen den Zeilen zu lesen und dort all diese Spuren zu entdecken, zu erforschen und zu verstehen.

Die Geschichte eines Buches als Informationsträger weist hierdurch über die von der Autorin erschaffenen Inhalte hinaus. Wir lernen ein Buch nicht nur so kennen, wie es eine Autorin uns übergibt, sondern auch welches Verhältnis andere zu ihm pflegten. Allein schon wie es verlegt und gedruckt wurde, gibt Auskunft darüber, welchen Wert ihm seitens des Verlages zugerechnet wurde: Buchkunst oder Massenware, bibliophile Liebhaberei oder Kassenschlager. Dann ist da die Buchhandlung, die das Buch als Teil des breiten Angebotsportfolios im Literatursupermarkt oder als ausgewählte und gut be-

gründete Empfehlung an ihre Kundinnen bestimmt. Die Käuferin selbst ist oft, aber nicht immer, identisch mit der Leserin. Oder das Buch wird verschenkt, vielleicht mit einer Widmung versehen. Oder aber es erfährt einen frühen Tod als Teil einer niemals gelesenen Büchertapete im heimischen Wohnzimmer, wo Belesenheit lediglich demonstrativ ausgestellt wird.

Vielleicht wird in ein gekauftes oder geschenktes Buch ein Name hineingeschrieben, manchmal mit Datum. Oder es wird mit einem Namensstempel oder einem künstlerischen Exlibris versehen. Wie auch immer, die Besitzerin markiert das Buch als *ihr* Buch. Früher häufiger, heute seltener. Beim Lesen werden dem Buch weitere Informationen hinzugefügt. Anstreichungen wichtiger Stellen, Kommentare, Fragen, Verweise – alles klitzeklein am Rand der Seiten. Das Buch, dem solches widerfährt, wird gleichsam zum Leben erweckt und es wird selbst als Massenprodukt zum Unikat. Dieses Buch kann es in exakt dieser Form kein zweites Mal geben.

Diese Sicht auf das Buch kann als romantisch angesehen oder als rückwärtsgerichtet in einer Welt der digitalen Medien und des mit diesen verbundenen Informationsüberflusses abgeurteilt werden. Aber erst dadurch, dass Bibliotheken als Häuser voller Geschichten, und zwar nicht nur jener durch die Autorinnen erzählten Geschichten, sondern eben auch jener der Buchsammelerinnen und Buchleserinnen verstanden werden, ist der Boden bestellt, auf dem Provenienzforscherinnen sowie Bestandserhaltende in Bibliotheken reiche Ernte einfahren können. Provenienzforschung heißt, zu versuchen die Geschichte eines Gegenstandes – hier eines Buches – zu ergründen und zu erzählen, dadurch zu weiteren Erkenntnissen etwa über das Rezipieren eines Werkes oder dem möglichen Wissenskreis einer Person zu gelangen. Damit wäre eine erste, sehr allgemeine Antwort auf die Frage gegeben, was Provenienzforschung ist und wozu sie dient. Dies muss aber noch genauer ausgeführt werden.

Was ist Provenienzforschung und wozu dient sie?

Provenienzforschung ist mehr als die Frage „Woher kommst Du?“ der Neugierigen an den Gegenstand. Provenienzen sind Spuren, die Antworten auf drei Teilfragen liefern können: Woher stammt ein Gegenstand? Welchen Weg nahm er bis in meine Hände? Und, wenn es etwa um die Frage von NS-Raubgut und Beutegut geht, wohin wird er als nächstes gehen? Provenienzen geben also Auskunft über den Werdegang eines beliebigen Gegenstandes.

Provenienzspuren können an unikalene Kunstgegenständen ebenso gefunden werden wie an banalen Alltagsgegenständen. Sie sind Kennzeichnungen ihrer bisherigen Eigentümerinnen oder Spuren der Arbeit mit und am Gegenstand: bei Büchern können das Exlibris, Autogramme, Widmungen, Stempel, Etiketten, Anstreichungen, handschriftliche Notizen usw. sein. Dabei ist es egal, ob etwas einem Gegenstand hinzugefügt oder von diesem weggenommen wurde; wichtig ist, dass hierdurch eine Information über seine Geschichte ergänzt wird.

Nicht selten findet sich an einem Gegenstand auch gar kein Provenienzhinweis, vielmehr ist dieser in einem gesonderten Inventar oder einem Zugangsbuch, manchmal in einer Lieferliste oder einem Kaufvertrag festgehalten.

Provenienzforschung wiederum versucht anhand vorgefundener Provenienzen, Antworten auf die oben genannten drei Fragen zu finden, sie ergründet den Werdegang eines beliebigen Gegenstandes. Ursprünglich Teil der Kunstgeschichte ist sie heute auch Teildisziplin der Bibliothekswissenschaft und steuert Informationen zur Wissenschaftsgeschichte bei.

Untersuchen Provenienzforscherinnen also einen Gegenstand, so tun sie es nach der Art einer Detektivin: Akribisch wird eine Information über den Gegenstand des Interesses ausgewertet, verfolgt und in den Kontext zu anderen verfügbaren Informationen gesetzt. Diese Informationen können Teil des Gegenstandes sein, d. h. der Gegenstand ist Träger seiner eigenen Geschichte. Er gibt Aus-

kunft über sich selbst, über seine Eigentümerinnen und manchmal auch über andere, die mit ihm in Berührung kamen. Diese Informationen können ganz offensichtlich auf der ersten Seite oder dem Einband eines Buches prangen, aber auch versteckt zwischen hunderten von Seiten liegen. Entsprechend zählt jede Seite eines Buches. Hat es hundert, dreihundert oder tausend Seiten, für Provenienzforscherinnen (anders als vielleicht für die potentiellen Leserinnen) ist das gleichgültig. Sie werden sich jede von ihnen anschauen, damit ihnen keine Information entgeht, die hilft, etwas über den Werdegang eines Buches und die mit ihm verbundenen Menschen zu sagen.

Der Wert eines Buches wird für die Provenienzforscherin nicht nur über den Inhalt, sondern über all die Spuren seiner Benutzung bestimmt – damit weiß sie sich einer Meinung mit der Bestandserhalterin, der ja auch nie daran gelegen sein kann, alle Spuren des Gebrauchs eines Buches zu tilgen und so aus einem benutzten Buch

ein neues zu machen. Die Betrachtung des Buches als Gebrauchsgegenstand tritt hier vor jede Ikonisierung als museale oder bibliophile Kostbarkeit.

Ein Buch, in dem niemand liest, ist ein totes Buch, das gilt hier in besonderer Weise. Für die Provenienzforscherin ist ein Buch ohne Gebrauchsspuren insofern ein totes

Buch, als es nichts über seine Eigentümerinnen und Leserinnen preisgibt. Man mag den Inhalt des Buches mögen, die Autorin mag gefeiert sein und ihre Worte mögen einen breiten Widerhall in der Gesellschaft finden, die für Provenienzforscherinnen so wichtige Gegenständlichkeit des Buches ist wertlos, weil ohne besondere Kennzeichen. Sie

können dem Buch seine Geschichte nicht abringen. Wenn es so etwas wie eine absolute, weil unüberwindbare Grenze in der Provenienzforschung gibt, dann ist es genau diese: der merkmalslose Gegenstand, jenes Ding, über dessen Werdegang sich keine Information beschaffen lässt.

Provenienzforschung an Sammlungen

Provenienzforschung in Bibliotheken ist kein neues Thema. Sie ist vielmehr fest mit der Sammeltätigkeit von Bibliotheken verbunden. Bestandsaufbau, wie diese Sammeltätigkeit im Bibliotheksjargon heißt, versucht gezielt Medien, also Bücher, Zeitschriften, Zeitungen, Karten, Musik, Filme usw. – Informationsträger in gedruckter und elektronischer Form –, für eine Bibliothek zu erwerben, um den eigenen Nutzerinnen ein für sie interessantes und relevantes Angebot an Informationen zusammen zu stellen. Dieses Zusammenstellen kann sehr eng fokussiert sein, d. h. eine Bibliothek sammelt vorrangig zu einzelnen, spezifischen Themen Informationen, oder weit gefasst sein, eine Bibliothek sammelt universell und versucht, mit ihren Beständen die aktuellen und vergangenen Informationsstände zu allen erdenklichen Themen abzudecken. Die meisten Bibliotheken bewegen sich zwischen den Extremen Sondersammelgebiet und Universalbibliothek mit Ausschlägen in die eine oder andere Richtung.

Das Interesse an Provenienzen in Büchern stammt dabei unmittelbar aus dieser Sammeltätigkeit. Gerade dort, wo eine Bibliothek Spezialbestände aufbaut, wird sie unmittelbar mit der Frage der Herkunft ihrer Medien konfrontiert. Dies betrifft nicht nur den Bereich des »alten Buches«, also der Sammlung und Erforschung von Handschriften und Wiegendrucken – hier ist die Dokumentation von Provenienzen gängige Praxis –, sondern

alle vorhandenen Bestände. Es geht dabei nicht nur um die Frage, welchen Weg ein Buch im Laufe der Zeit gegangen ist, sondern auch darum, wie es gebraucht wurde. Nicht allein dass ein Buch gelesen wurde, sondern auch wie, ist hier interessant. Anhand von Anstreichungen, Randbemerkungen, eingefügten Notizen und Abschriften usw. lässt sich erkennen, welche Relevanz die Leserinnen dem Inhalt eines Buches zugerechnet haben. Ausrufezeichen oder unterstrichenen Textstellen verweisen auf eine besondere Beachtung genau dieser Zeilen im Gesamttext. Widerspruch zum Textinhalt produziert entsprechende Randbemerkungen, Zustimmung ebenso. Abschriften von Textstellen zeugen von besonders intensiver Lektüre.

Provenienzforscherinnen werden so, neben den Namensenträgen in Büchern, mit einer Reihe von Informationen über die Leserinnen bzw. deren Art der Lektüre konfrontiert, die Aufschluss über die Bedeutung des untersuchten Buches im Denken der Lesenden Auskunft geben können und damit eben auch über die Stellung eines Buches innerhalb einer Bibliothek.

Diese Erkenntnis über die Lesenden und deren Lektüre durch das Buch selbst ist im Übrigen eine nicht allein dem gedruckten oder besser dem haptisch erfahrbaren Buch anhaftende Eigenart. Sie findet sich auch bei elektronischen Büchern. Auch diese können durch An-

streichungen und Kommentare individualisiert werden. Dies ist jedoch im Vergleich zum gedruckten Buch aufwändiger und auch anfälliger für Manipulationen. Eine Anstreichung in einem gedruckten Buch kann beispielsweise trotz Ausradierung durchaus am angeriebenen Papier identifiziert werden, die Löschung einer Anstreichung im elektronischen Buch ist nach dem Speichern in aller Regel unwiederbringlich verloren und schwer rekonstruierbar.

Aber abgesehen davon sind Provenienzspuren in elektronischen Büchern und deren Metadaten nichts Ungewöhnliches. Die Herausforderungen bei ihrer Bewahrung sind jedoch ungleich schwieriger als bei gedruckten Büchern. Bisher scheint es auf diesem Gebiet noch keine Sammelaktivitäten von Bibliotheken zu geben, also der Erwerbung von Bibliotheken elektronischer Bücher von Privatpersonen. Einige Archive sammeln dagegen schon heute auch die elektronischen Nachlässe berühmter Menschen, wohl wissend, dass dies die archivarischen Schätze von morgen sein werden. Es wäre sicher spannend, die Methoden der Provenienzforschung auf diesen Bereich auszuweiten und zu sehen, wie fruchtbar dies für eine Fortentwicklung dieser Wissenschaft wäre, zumal sie mit neuen Instrumenten wie der Metadatenanalyse oder statistischen Auswertungen angereichert werden müssen und damit in neue Welten vorstoßen würde.

Provenienzforschung zur Identifizierung von Sammlungen

Provenienzforschung in Bibliotheken kann aber noch mehr leisten. Einer der interessantesten Aspekte der bibliothekarischen Provenienzforschung ist sicherlich die Identifizierung von Sammlungen oder Sammlungszu-

sammenhängen. Dafür sollte Provenienzforschung aber mehr sein wollen als die wissenschaftliche Befassung mit einzelnen Beständen. Sie müsste als kooperative Forschung Provenienzspuren überinstitutionell, über-

regional und international zusammenführen und damit den Werdegang zerstreuter Büchersammlungen sichtbar machen und diese zumindest virtuell in Datenbanken zusammenführen. Es wäre der maximale Beitrag der Prove-

nienzforschung zum Verständnis einer Kulturgeschichte im globalen Kontext: Das Mühsame Kleinklein des Alltags von Provenienzforscherinnen in aller Welt verstanden als wahrhaft weltumspannendes Puzzle, das es zusammenzufügen gilt, um damit letztlich zu zeigen, dass alles miteinander verbunden ist und dass Kultur keine Grenzen setzt, sondern Anknüpfungspunkte für die Überwindung vieler realer oder eingebildeter Grenzen bietet.

Weniger enthusiastisch, dafür derzeit handfester bietet die Provenienzforschung im Bibliotheksalltag auch Hilfe bei der Ermittlung bislang unbekannter und ggf. verstreuter Sammlungen im eigenen Bestand. Indem Provenienzforscherinnen systematisch Zugangsbücher und Erwerbungsunterlagen durchforsten, fördern sie Informationen über den eigenen Bestand zu Tage, die nicht nur Altbekanntes aus der Bestandsgeschichte auffrischen, sondern auch Neues hinzufügen.

Dies ist ein von zwei für Bibliotheken wichtiger Aspekt der Provenienzforschung als Teil der Bestandserhaltung. Die Erfahrung zeigt, dass es mit ihrer Hilfe möglich ist, verloren geglaubtes oder einfach vergessenes Wissen

über Sammlungen wieder ins Gedächtnis der eigenen Institution zurückzuholen. Ebenso bündelt Provenienzforschung Kenntnisse über den Bestand einer Bibliothek, die vormals auf mehrere Informationsträger – Medien aller Art, Personen und auch Institutionen – verteilt waren, und hilft so, Informationen zu strukturieren, zu stabilisieren und zu tradieren, um sie dann in Wissen über die eigene Institution zu verwandeln. Provenienzforschung trägt also dazu bei, ein Bewusstsein über den kulturellen Wert des eigenen Bestandes zu schaffen und zu erhalten. In diesem Sinne ist sie auch in der Lage, Auskünfte über ideelle und monetäre Werte einzelner untersuchter Werke oder ganze Sammlungen zu geben.

Ein zweiter ebenso wichtiger Aspekt der Provenienzforschung als Teil der Bestandserhaltung in Bibliotheken generiert sich hieraus: Sie wird immer auch Informationen zur Frage der inhaltlichen Weiterentwicklung des eigenen Bestandes beitragen können. Obwohl sie sich weniger für die Inhalte der von einer Bibliothek gesammelten Medien interessiert, so tut sie es doch umso mehr für deren Form. Um Provenienzforschung in Bibliotheken gut be-

treiben zu können, bedarf es neben den eigentlichen Fähigkeiten zur Provenienzuntersuchung auch Kenntnisse der Buchkunde. Neben dem Erkennen und Interpretieren der Spuren von Eigentümerinnen und Leserinnen kommen Fragen zum Einband, zum Verlag, zur Auflage, zum Druck – kurz alles, was irgendwie mit dem Buch in seiner Entstehungsform bei Buchdruckerei bzw. beim Verlag und Buchbindebetrieb zu tun hat. Sie dokumentiert und wertet hierbei Besonderheiten, welche in Verbindung mit vorgefunden Provenienzspuren stehen könnten. Obwohl letztlich immer auf ihre Kernaufgabe konzentriert, fördert die Provenienzforschung durch ihre Vorgehensweise ein Mehr an Informationen über den eigenen Bestand zu Tage, was dann genutzt werden kann, um den Bestand gezielt zu vergrößern oder auch zu verkleinern. Sie führt ins Bestandsmanagement zur inhaltlichen Bewertung von Beständen und zum wissenschaftlichen Bedarf eine weitere Qualitätsebene ein, die helfen kann, die Entwicklung eines Bestandes zu steuern und so ein interessantes und relevantes Angebot für die Nutzerinnen und Nutzer des eigenen Hauses verfügbar zu machen.

Provenienzforschung an Raubgut und Beutegut

Ein Blick auf die Bekanntheit der Provenienzforschung als Wissenschaft in der breiteren Öffentlichkeit führt unweigerlich in Museen oder Auktionshäuser. Dort, als Informationsbeigabe auf den Beschreibungen von Kunst- und Kulturgegenständen, finden Besucherinnen in den letzten Jahren vermehrt Hinweise auf mit dem betrachteten Gegenstand verknüpfte Provenienzen. Auch Bibliotheken weisen zunehmend die Provenienz von Büchern aus, und selbst Antiquariate verbinden ihre Angebote oftmals mit Hinweisen auf Provenienzen in den Büchern. Es kann also gesagt werden, dass die Provenienzforschung auf verschiedenen Ebenen für Interessierte sichtbar ist, natürlich in unterschiedlicher Qualität und mit unterschiedlichem Anspruch. In jedem Fall kann aber behauptet werden, dass es Verdienst der Provenienzforschung ist, über das Interesse an Kulturgegenständen und an Künstlerinnen als solche hinaus die Blicke zunehmend auf die Geschichte dieser Kulturgegenstände zu lenken,

die immer auch eine Geschichte ihrer bisherigen Eigentümerinnen ist und nicht selten gesellschaftliche Entwicklungen widerspiegelt.

Prominent geworden ist die Provenienzforschung im Anschluss an die *Washington Conference on Holocaust-Era Assets* 1998, als verschiedene Staaten, darunter Deutschland, sich selbst verpflichteten, in öffentlichen Einrichtungen nach während der nationalsozialistischen Diktatur enteigneten Kulturgütern zu suchen und diese entweder an deren heutige Eigentümerinnen zurückzugeben oder mit diesen eine Lösung für den Verbleib der Güter zu suchen. Als besonders bekannter Fall der letzten Jahre ist wohl jener des Kunsthändlers und Sammlers Hildebrand Gurlitt und seines Sohnes Rolf Nikolaus Cornelius Gurlitt, der die Arbeit der Provenienzforscherinnen und das Thema Enteignung während der Zeit des Nationalsozialismus einer breiten Öffentlichkeit bekannt machte.

Dieses Spezialgebiet der Provenienzforschung ist in den Bibliotheken der Freien Universität Berlin das primäre Thema, wenn es um die Befassung mit Provenienzen geht. Alles Vorangesagte über die Möglichkeiten und Chancen, die die Provenienzforschung als fester Bestandteil bibliothekarischer Arbeit bietet, beruht letztlich auf den Erfahrungen, die seit 2013 bei der Suche nach NS-Raubgut und Beutegut, eben jenem enteigneten Kulturgut, im Bibliothekssystem der Freien Universität Berlin gesammelt werden konnte.

Die Erforschung von NS-Raubgut und Beutegut in Bibliotheken gliedert sich ein in das breite Feld von Bemühungen von Provenienzforscherinnen, in allen erdenklichen Kultureinrichtungen Gegenständen ihre Geschichte abzurufen. Sie ist daher kein besonderes Gebiet der Provenienzforschung als Hilfswissenschaft und sie arbeitet mit den gleichen Methoden und Werkzeugen, wie es auch Provenienzforscherinnen in Museen, Archi-

ven, Auktionshäusern usw. tun. Wenn es überhaupt etwas charakteristisch anderes an der Provenienzforschung in Bibliotheken gibt, so sind es zwei Punkte, die die Arbeit mit Büchern prägen: 1) die schiere Masse der zu untersuchenden Gegenstände und 2) deren Alltäglichkeit, die sie von Kunstgegenständen in aller Regel unterscheidet. Bücher und Zeitschriften sind Massenware und mit eben dieser Massenware haben es die Bibliothekarinnen als Provenienzforscherinnen im Berufsalltag zu tun.

Nur um einen kleinen Eindruck zu vermitteln: Seit 2013 wurden an der Freien Universität Berlin fast 100 000 Bücher auf Provenienzspuren hin untersucht, davon allein 67 000 in der Universitätsbibliothek. Und nur in der Universitätsbibliothek sind noch um die 180 000 Bücher

Ein Blick über den Tellerrand

Auch wenn die Suche nach dem sogenannten NS-Raubgut und Beutegut den derzeitigen Mittelpunkt der Provenienzforschung in den Bibliotheken der Freien Universität Berlin bildet, so gibt es darüber hinaus spannende Bestände in unseren Bibliotheken, die einen Blick durch die Brille der Provenienzforscherin wert sind. Allein die in diesem Band vorgestellte Rara-Sammlung der Bibliothek des Seminars für Katholische Theologie würde ein interessantes Studienobjekt abgeben.

Wie Markus Thureau beschreibt, wurde dieser Sammlung vom Ende der 1950er Jahre bis weit in die 1960er Jahre hinein durch Prof. Dr. theol. Marcel Reding beschafft, der die erste Professur für katholische Theologie an der Freien Universität Berlin innehatte. Aus Sicht der Provenienzforschung sind bereits die Erwerbungswege einzelner Rara von Interesse, da die Werke in ganz Europa beschafft wurden, teils direkt in Klöstern aufgekauft, teils über Antiquariate geliefert. Besonders der Weg jener aus Ungarn stammenden Rara aus aufgelösten Klöstern in die Sammlung der Bibliothek der Katholischen Theologie an der Freien Universität Berlin erzählt viel über die Umgestaltung der osteuropäischen Staaten zu kommunistischen Diktaturen und deren Umgang mit dem eigenen historischen Kulturerbe. Zwangsauflösung, Enteignung und schließlich Verkauf der als nicht benötigten

zu prüfen. Damit ist jedoch erst ein Anfang gemacht. Bislang wurden mehr als 2 000 verschiedene Provenienzen gefunden, also mehr als 2 000 Namen von Personen und Institutionen, deren Biografien und Geschichte auf der Grundlage der in den Büchern gefundenen Hinweise ermittelt werden muss. Dies heißt, die Geschichte der Bücher, die solche Provenienzen enthalten, 80 Jahre und mehr zurückzuverfolgen. Dann schließt sich die Suche nach heutigen Eigentümerinnen an, quasi in die umgekehrte Richtung: mehr als acht Jahrzehnte, von 1933 bis heute, Familiengeschichte und Institutionengeschichte rund um den Globus wollen erforscht werden. Auch wenn dies wie ein vergleichsweise überschaubarer Zeitraum scheint, auf der Suche nach einer einzelnen,

oder „uninteressant“ abgeurteilten Drucke ins bevorzugt westliche Ausland zur Devisenbeschaffung, so lässt sich das Schicksal dieser Bücher zusammenfassen. Die Reise der Bücher aus osteuropäischen Klöstern in eine westeuropäische Universität ist somit Ausdruck der Umgestaltung Europas in Folge des Zweiten Weltkriegs, des Beginns des Kalten Krieges und schließlich der Einrichtung zweier sich verfeindet gegenüberstehenden politischer Lager. Die Reise dieser Werke endet erst einmal in der Freien Universität Berlin, die selbst ein Kind des Kalten Krieges ist.

Dies ist die greifbare Geschichte eines Teils der Rara-Sammlung der Katholischen Theologie, sie ließe sich aber noch ausweiten auf die nicht sofort greifbaren Ereignisse im Leben dieser Bücher. Diese ließen sich nachvollziehen über die enthaltenen Exlibris, handschriftlichen Anmerkungen, über Einträge und Stempel. Selbst über die Einbände lässt sich noch die ein oder andere Information über das Leben dieser Bücher gewinnen: Handelt es sich um die Originaleinbände? Welche Gebrauchs- und Schadensspuren weisen diese auf? Der Zustand des Papiers, Wurmfraß, Wasserflecken, Brandstellen, Kleckse von Tinte und Tinkturen usw. sind Ausdrücke des Weges, den die Bücher über Jahrhunderte nahmen, bis sie schließlich 2016 restauriert wurden. Wobei ja auch diese

völlig unbekannt und keiner Prominenz verdächtigen Person, über die am Anfang oftmals nicht mehr als der Name bekannt ist, kommen 80 Jahre einer kleinen Ewigkeit gleich.

Die damit verbundene Arbeit reicht zur Beschäftigung eines mehrköpfigen Teams von Provenienzforscherinnen auf Jahre hinaus. Eben deshalb ist es so wichtig, Provenienzforschung als ganz normalen Teil der Arbeit von Bibliothekarinnen zu begreifen, sie fest in Bibliotheken zu verankern und das durch sie generierte Wissen über den Zweck der Rückgabe von NS-Raubgut und Beutegut hinaus fruchtbar zu machen.

Restaurierung zukünftig Teil der Herkunftsgeschichte der gesamten Sammlung sein wird, die durch die Restaurierungsdokumentation für künftige Generationen niedergelegt ist. Durch das Restaurierungsprojekt wird eine Wertschätzung zum Ausdruck gebracht, die die Freie Universität Berlin dieser Sammlung entgegenbringt.⁸

Wird diese Wertschätzung eine dauerhafte sein? Es bleibt zu hoffen, dass die Restaurierung der Rara aus der Bibliothek des Seminars für Katholische Theologie und anderer Rara-Bestände der Campusbibliothek kein einmaliger Akt war, sondern ein Anfang, dem sich weitere Projekte zur Erhaltung älterer und wertvoller Bestände in den Bibliotheken der Freien Universität Berlin anschließen werden. Es würde sich lohnen, denn den ein oder anderen kleinen Schatz gäbe es noch zu bergen und die ein oder andere spannende Geschichte noch zu erzählen.

RINGO NAREWSKI

Alte Drucke und ihre Besonderheiten – eine Spezialaufgabe für Bibliotheken

Was sind alte Drucke und worin unterscheiden sie sich von modernen Büchern?

Als alte Drucke bezeichnet man alle bis einschließlich 1850 (manchmal auch nur bis 1800) erschienenen Werke. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lösten Schnellpresse und Rotationsverfahren die Handpresse ab, die seit Erfindung des Buchdrucks nahezu unverändert geblieben war. Damit ließen sich nun große Mengen eines Buches mit einem Mal herstellen, während die früheren Auflagenhöhen teilweise nur bei 200 Stück lagen. Lediglich aus den Hochzeiten der Reformation sind Auflagen von bis zu 5000 Stück bekannt.

Während bei modernen Büchern verhältnismäßig wenige Angaben (Verfasser, Titel, Erscheinungsort und -jahr, evtl. noch Verleger oder Auflagenbezeichnung) ausreichen, um ein Werk eindeutig zu identifizieren, zeichnen sich alte Drucke durch eine höhere „Individualität“ aus. Bedingt durch die kleinen Auflagen gab es nur wenige wirklich identische Exemplare. Jeder neue Druck konnte Veränderungen bedeuten, die sich zwar im Erscheinungsbild, nicht jedoch in den bibliographischen Daten unterschieden.

Ein schönes Beispiel sind hier die Titelblattvarianten des Werkes „Segens-volle Fußstapfen des noch lebenden und waltenden liebevollen und getreuen Gottes“ von August Hermann Francke in der dritten Auflage von 1709 aus Exemplaren der Universitätsbibliothek seiner Heimatstadt und Wirkungsstätte Halle an der Saale (Beispiel 1, 3 und 4), der Staatsbibliothek München (Beispiel 2) und der Staatsbibliothek Berlin (Beispiel 5) (Abbildungen Seite 26–27).

Keines der unterscheidenden Details würde sich über eine gewöhnliche Titelaufnahme in der Katalogisierung abbilden lassen. Darüber hinaus gibt es eine weitere Ausgabe, die lediglich in der Seitenzahl leicht abweicht. Hier ist das Vorwort unterschiedlich lang.

Wie können Unterschiede deutlich gemacht werden?

Um solche Abweichungen trotzdem erfassen zu können, gibt es Erweiterungen des bisherigen Regelwerks RAK-WB⁹. Dazu gehören etwa die „Regeln für die Katalogisierung alter Drucke“¹⁰ sowie der AAD-Standard: Mindestanforderungen für die autoptische Katalogisierung Alter Drucke.¹¹

Ein Teil der erweiterten Erschließung bezieht sich auf die vorhandenen Angaben auf der Titelseite. So werden grundsätzlich alle aufgeführten Personen in die Aufnahme übernommen; Titel und Zusätze ohne Auslassungen abgeschrieben und orthographische Besonderheiten der Vorlage entsprechend angegeben (z. B. ss, ä, ö, ü statt ß, ae, oe, ue und umgekehrt, abweichende Groß- und Kleinschreibung). Ausgabebezeichnungen werden nicht normiert (2. Aufl., 4th ed.), sondern ebenfalls nach Vorlage angegeben (erneut ans Licht gebracht, editio altera). Sämtliche Seitenzählungen werden getrennt aufgeführt (RAK-WB: bei mehr als drei unterschiedlichen Zählungen wird nur noch „getr. Zählung“ geschrieben), ungezählte Seiten gezählt (Beispiel aus den o.a. „Fußstapfen“: [1] Bl., 46, 160, 72, 24, 96, 40, 80, 128 S. oder: [1] Bl., 54, 160, 72, 24, 96, 40, 80, 128 S., [12] Bl.)

Ein weiterer Teil der erweiterten Erschließung geht jedoch über die eigentliche Titelaufnahme hinaus und führt zu einer Beschreibung des jeweils vorliegenden Exemplars.

Dabei enthält die Titelaufnahme die Informationen, die für alle Bücher eines Werks (Verfasser, Titel), oder eine bestimmte Teilmenge (z. B. Auflage, Erscheinungsjahr, Verlag) gelten. Einige Angaben zum Exemplar beziehen sich jedoch nur auf das gerade vorliegende Buch (s. u., Beispiele 4 und 5). In Bibliotheken gehören dazu auch noch Angaben zum Standort (z. B. Magazin, Lesesaal) oder die Signatur.

Hier einige wörtlich zitierte Beispiele aus den Titelaufnahmen der „Fußstapfen“:

1. Titelbl. in Rot- und Schwarzdruck
2. Erscheinungsjahr auf derselben Zeile wie die Verlagsangabe
3. Existiert in zahlreichen Druckvarianten, die sich u. a. durch Paginierung, Typographie unterscheiden
4. Existiert in mehreren Druckvarianten. - Nicht identisch mit VD18 14592681, VD18 90447794: dort abw. Zierbuchstaben Tbl., Text a2 abw. „Allen Wohlthätern des Wäysen-hauses ...“, abw. Umfänge. – Nicht identisch mit VD18 10479570, VD18 90174550: dort u. a. abw. Zierbuchstaben Tbl., a2 dort mit abw. Stellung der Paginierung (3) bzw. ohne Paginierung. – Nicht identisch mit VD18 90174569, dort: abw. Zierbuchstaben und „liebreichen“ auf Titelblatt
5. Nicht identisch mit VD18 14592681: dort u. a. abw. Gestaltung „Erklärung des Grundrisses ...“ mit abw. Textumbrüchen, endet dort mit Zierstück und beginnt auf Bl. K5, bei Ex. <3> auf Bl. J. - Nicht identisch mit VD18 10479570, VD18 90174550, VD18 90174569: dort u. a. abw. Zierbuchstaben Tbl., a2 dort mit abw. Stellung der Paginierung (3) bzw. ohne Paginierung

Während Beispiel 1) zur Standardbeschreibung alter Drucke gehört, setzen die Beispiele 3) bis 5) voraus, dass mehrere Exemplare gemeinsam vorliegen, sodass sie verglichen und die Unterschiede ausführlich beschrieben werden können. Auch die Angabe aus Beispiel 2) lässt vermuten, dass es mindestens ein weiteres Exemplar gibt, bei dem das Erscheinungsjahr an anderer Stelle steht.



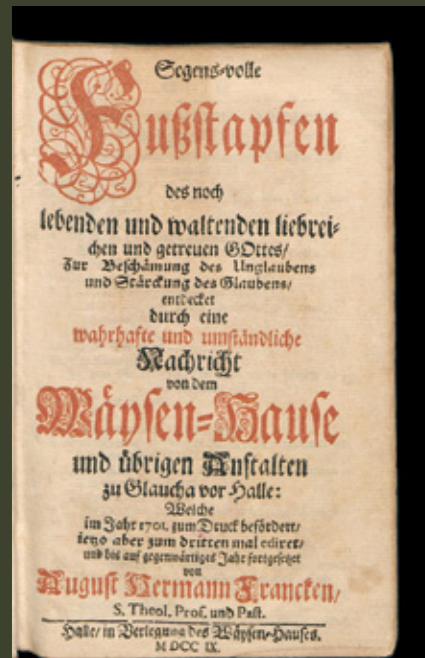
<http://digitale.bibliothek.uni-halle.de/vd18/content/pageview/11479793>

http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10019099_00003.html?zoom=0.850000000000003

<http://digitale.bibliothek.uni-halle.de/vd18/content/pageview/5859688>

<http://digitale.bibliothek.uni-halle.de/vd18/content/pageview/5762188>

http://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht?PPN=PPN657049042&PHYSID=PHYS_0007&DMDID=DMDLOG_0001



Wie lässt sich eine solche vertiefte Erschließung durchführen?

Selten sind in einer Bibliothek mehrere Exemplare eines alten Drucks vorhanden. Jede Bibliothek kann also nur das jeweils vorliegende Buch beschreiben; ein Vergleich mit weiteren Exemplaren ist kaum möglich.

Einen Ausweg bietet die Digitalisierung vorhandener Exemplare mit der entsprechenden Beschreibung. So gibt es seit 2009 (Pilotphase) das VD 18¹² (Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 18. Jahrhunderts), in dem große deutsche Bibliotheken mit umfangreichen Beständen (etwa die Staatsbibliotheken in Berlin und München, die Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel sowie zahlreiche Universitätsbibliotheken (z.B. der Humboldt-Universität Berlin oder der Universitäten in Dresden, Erlangen-Nürnberg, Halle, Heidelberg, Kiel) ihre Bestände katalogisieren und gleichzeitig digitalisieren. Zwischen der Titelaufnahme und dem Digitalisat erfolgt eine Verknüpfung, sodass die genaue Identifizierung jedes Exemplars möglich ist.

Die Erscheinungsform des VD 18 ist eine „Weiterentwicklung“ der Vorgängerverzeichnisse VD 16¹³ (1969–1999) und VD 17¹⁴ (seit 1996). Im Unterschied zum VD 18 gehörte zu den früheren Projekten keine systematische Digitalisierung der Werke. Diese erfolgte erst später in Eigenverantwortung der beteiligten Bibliotheken für die jeweils eigenen Bestände.

Die drei Verzeichnisse bilden gemeinsam eine retrospektive Nationalbibliographie für Deutschland, da es hier erst seit 1913 mit der Gründung der Deutschen Bucherei in Leipzig eine einheitliche Erfassung und Sammlung aller in Deutschland oder in deutscher Sprache erschienenen Bücher gibt.

Auch in anderen Ländern Europas gibt es Unternehmungen zur besonderen Verzeichnung alter Druckschriften. Der bekannteste dürfte hier der „English Short Title Catalogue“¹⁵ sein; mit 460.000 Titeln auch der größte eines Landes. Weitere Verzeichnisse mit europaweiter Abdeckung sind u.a. der „Gesamtkatalog der Wiegendrucke“¹⁶ sowie der „Incunabula Short Title Catalogue“¹⁷

DOROTHEA DREWS

Incipit epistola prologalis dñi Abbatis Joachis
 florentis omnium opusculorum suorum tam compilatorum
 quam compilatorum ab eo omniumque iudicio ac
 examini romane ecclesie presentandorum
 sub protestatione mandatis suis fra-
 tribus: casu quo accidat cum e vita
 decedere antequam huiusmodi
 opuscula ab ecclesia ap-
 probarentur.

BIBLIOTHECA
 REGIA



In uersis quibus littere iste ostense fuerint: frater Joachis dicitur abbas de florentia: eternam in domino salutem. Sicut

ex litteris domini pape quondam clementis (que apud nos sunt) percipi potest ex mandato domini pape Lucij et domini pape Urbani: visus sunt aliqua scripturasse: et hucusque et quod occurreret ad gloriam dei et utilitatem legentium scriptitare non desistio: Denique librorum concordie quinq; voluminibus incisis: expositione apocalypsis octo partium titulis insignita. Alterum decem cordarum tribus volumi-

nibus comprehensurum: prout deus inspiravit et facultas affuit ingenij: ad consumationem perduxit: preter alia que in paruis libellis: seu contra iudeos: seu contra catholicos: si dei aduersarios comprehendit: et si aliud duxerit in hoc corpore: posse datur ad edificationem fidelium christi: et maxime monachorum: dare opera non postpono: Quia vero pro angustia temporum: non potui hucusque opuscula ipsa preter librum concordie apostolico arbitrio: presentare ut ab eo corrigerentur: si qua ibi quod non abnuo et si mihi conscius non sum occurrerint corrigenda: et incertus est homini numerus dierum suorum. Si me contigerit prius egredi ex hac luce: quod ea possis: sine quod acceptum in mandato: siquidem ea condictione suscepi dictanda ut meus



Teil 2: Rara der Katholischen Theologie

Das älteste Buch der Campusbibliothek – eine Postinkunabel?

Im Jahr 1454 erschien in Mainz die sogenannte „Gutenberg-Bibel“, benannt nach ihrem Drucker Johannes Gutenberg. Nachdem in Europa zuvor nur das Drucken von Holzschnitten in ganzen Blättern bekannt war, verwendete Gutenberg als Erster einzelne Buchstaben, die aus Metall gegossen waren. Die dadurch erreichte Flexibilität sowie die höhere Haltbarkeit des Materials Metall sorgten für eine rasche Ausbreitung der neuen Technik. Bereits nach 30 Jahren gab es Druckwerkstätten in ganz Europa; die bekanntesten arbeiteten in Straßburg (Johannes Mentelin), Augsburg (Günther Zainer) und Nürnberg (Anton Koberger).

Die ersten gedruckten Bücher unterschieden sich noch wesentlich von unseren heutigen. Die Wiegendrucke oder Inkunabeln (von lat. *incunabula* = Wiege, Windeln) genannten Werke waren in ihrer Gestaltung noch stark an die mittelalterlichen Handschriften angelehnt.

So wurden sie etwa von Hand koloriert, vor allem die sogenannten Initialen (von lat. *initium* = Anfang), die sich über mehrere Zeilen erstreckenden und reich verzierten Anfangsbuchstaben eines Kapitels. Dieser Arbeitsschritt wird Rubrizierung (von lat. *rubricare* = rotfärben) genannt, obwohl teilweise auch blau und grün verwendet wurden. Bereits Gutenberg experimentierte bei seiner Bibelausgabe mit Rot- und Schwarzdruck, sodass Handkolorierung und Mehrfarbdruck einige Zeit parallel genutzt wurden. Der zweifarbige Druck wurde jedoch aus Kostengründen bald wieder stark eingeschränkt oder in vielen Werkstätten ganz aufgegeben. Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert diente er dann zur Gestaltung des mittlerweile erfundenen Titelblattes.

Auch Typographie und Satz imitierten die gebräuchlichen Handschriften des Mittelalters. So waren Drucker bemüht, einen einheitlichen Satzspiegel (die bedruckte Fläche einer Seite) zu gestalten. Dazu wurden etwa Ligaturen (Verbindungen; das Verschmelzen von zwei oder mehr Buchstaben zu einem Zeichen, wie zum Beispiel ae

zu æ) oder Abkürzungen (Abkürzungen; am häufigsten ist hier die Tilde zur Darstellung der lateinischen Endungen: ā für am oder ū für um). Darüber hinaus standen die einzelnen Buchstaben in verschiedener Breite zur Verfügung, um einen gleichmäßigen Rand zu gewährleisten. Gerade die Abkürzungen erhielten sich bei auf Latein geschriebenen theologischen Werken noch bis ins das 17. Jahrhundert.

Außerdem fehlte ein vom eigentlichen Text getrennter Titel auf separatem Titelblatt, wie wir ihn heute kennen. Die Texte begannen allgemein mit „(Hic) incipit ...“ (lat.: (Hier) beginnt ...) – der betreffende Teil der Inkunabel wird entsprechend „Incipit“ genannt (siehe Abb. links).

Geschlossen wurde ein Text mit dem „Explicit“ („Hic explicit“, lat.: hier endet) meist in Verbindung mit Angabe zu Druckerei, Erscheinungsort und Jahr.

Mit dem Jahr 1500 endet *per definitionem* das Zeitalter der Inkunabel; die Drucke des frühen 16. Jahrhunderts werden als Postinkunabeln bezeichnet. Dabei existiert keine allgemein gültige zeitliche Obergrenze. Vereinzelt wird der Begriff bis 1550 verwendet; üblich ist allerdings die Eingrenzung auf 1520.¹⁸

Nach dieser strengen Definition würde es sich bei dem vorliegenden Band mit dem Erscheinungsjahr 1527 nicht mehr um eine Postinkunabel handeln. Allerdings weist der Druck noch viele Merkmale von Postinkunabeln und sogar Inkunabeln auf, dass die Bezeichnung Postinkunabel gerechtfertigt erscheint. So gibt es zwar bereits einen Rot- und Schwarzdruck, aber auch noch ein Incipit und ein Explicit. Das Initial ist aufwändig floral verziert, wenn auch nicht nachträglich koloriert. Der vertikale Zierstreifen steht ebenfalls noch in der Tradition der Verzierungen mittelalterlicher Handschriften, greift aber mit den alternierenden Putten und Vasen Motive der Renaissance auf. Interessanterweise existiert zusätzlich auch schon eine Art Titel, wenn auch eher als Überschrift und nicht auf einem Titelblatt gedruckt. Die Frage der

Bezeichnung ist aber letztlich sekundär; der Pergamentband aus dem Jahr 1527 ist in jedem Fall das älteste Buch der Campusbibliothek!

Die Abbildungen stammen nicht aus dem Exemplar der Campusbibliothek, sondern von einer digitalisierten Ausgabe der Bayerischen Staatsbibliothek in München. Der Inhalt ist weitgehend identisch; allerdings enthält das Digitalisat ein Titelblatt, eine Einführung sowie Abbildungen, die in unserem Exemplar fehlen.

Der Band enthält zwei Werke von Joachim von Fiore (1130/35–1202, dem Gründer des Florener-Ordens, eines Zweigs der Zisterzienser¹⁹): „Expositio magni prophete Abbatis Joachim in Apocalipsim“ und „Psalterium decem cordarum Abbatis Joachim“.

Anhand eines Vergleichs der beiden Exemplare lässt sich beobachten, dass die frühen Bücher sehr individuell gestaltet wurden. So ist das digitalisierte Münchener Exemplar wie folgt zusammengebunden:

Erstes Werk (ohne Titelblatt) – Zweites Werk (mit Titelblatt) – Register zum zweiten Werk – Titelblatt des ersten Werkes mit vier Seiten Einführung und drei Seiten Abbildungen – Register zum ersten Werk.

Das Exemplar der Campusbibliothek sieht hingegen so aus:

Register des ersten Werkes – Erstes Werk (ohne Titelblatt) – Zweites Werk (mit Titelblatt) – Register zum zweiten Werk

Eine durchgehende Seitenzählung existiert nur für die beiden eigentlichen Werke, nicht aber für die Register. Vermutlich wurden die einzelnen Teile unabhängig voneinander gedruckt und vertrieben, sodass derartige Unterschiede zustande kommen konnten. Diese sehr freie und variable Art der Buchgestaltung zieht sich bis in das frühe 19. Jahrhundert – einer der Gründe, weshalb Werke des 16.–18. Jahrhunderts zusammenfassend als „alte Drucke“ bezeichnet werden.

Joa. Sexta In Apo. 224

malo et pigro: quod abscondit pecuniam quam accepit. Serue male et piger: sciebas quod meo ubi non lemino: et pgrego ubi non sparsis: oportuit ergo te committere pecuniam meam numularijs: ut et ego veniens reciperissem utique quod meum est: cum usuris. Super quo obsecro et vos o fideles: ut sicut ego pro vestra salute laborem tanti oneris assumpti cupiens dare vobis significationem ut fugiatis a facie arcus: ita et vos mihi manum porrigatis: quatenus si in hoc ipso: aut in alijs opusculis meis: in aliquibus erravi sicut habet quod habere non habeam in conscientia: tamen nec abnuo: nec excuso: ipse qui bonus est indulget clementia sua: sciens ipse humilitatem meam: quod si est qui pie corrigat dumadmodum vos: paratus sum suscipere correctionem imitans humiliter eum qui dixit. Corripiet me iustus in misericordia: oleum autem peccatoris non impinguet caput meum. Quod si me celer vocatio domini subtraxerit ex hac luce: Romana ecclesia cui datum est vincensale magisterium: et cuius mandato et licentia scripsi haec: in presentia culminis sui iubeat presentari: sic eis que digna sunt: auctoritatem iubeat: ut si qua tamen indigna esse perspexerit: dignetur obsecro emendare. Si enim il-

pal.

le summus Apostolus: attulit scripta sua ad antecessores suos apostolos: ne forte in vacuum curreret: aut cucurrisset: quanto magis ego qui nihil sum: nolo esse iudex meipsum sed magis summus pontifex qui iudicat omnes: et seipsum a nemine iudicari? Certe et si in aliquibus locis: aliqua minus habet: ac per hoc et trahi potest ab emulis ad illicitum intellectum: gratum diligenter de sensorum veri in alijs locis opusculorum nostrorum: et inveniet sufficienter in alio loco lucidum: quod in alio forte loco fecit densitas tenebrosus. Si enim non defuerunt viri iniqui qui depravarent (teste Petro) epistolas Pauli: et si Iannes et Ambrosius homines impij resisterunt Adonij: quanto magis necesse est ut compleatur id quod super esse testatur apostolus de subversionibus veritatis: maxime cum videamus instare ipsa illa periculosa in quibus haec ipsa et multa alia futura esse praescripsit? Certe nos in omnibus his: fiduciam bonam habemus ad deum: scientes: quod sicut verum est quod praedixit de impugnatione veritatis: ita verum esse necesse est: id quod subiunxit. Sed ultra non proficient: insipientia enim eorum nota erit omnibus sicut et illorum fuit.

Explicit admiranda Expositio Venerabilis Ab-
batis Joachimi: in Libris Apocalypsis Beati
Joannis Apostoli et Evangelistae. Cle-
mentis in Edibus Francisci Bin-
doni: ac Maphaei Pastini
locij. Anno dñi. 1527.
Die vero septi-
mo Febua-
rii.

**Expositio magni prophete Abba
nis Joachim in Apocalipsum.**

Opus illud celebre: Aurea: vix: ac pae
ceteris longe altior: & profundior explanatio in
Apocalipsum Abbatis Joachim de statu uni
uersali reipublice christiane. Deq; ecclesia
carnali in proximo reformanda atq; in
primeuam sui etatem redigenda: tri
plici prius tri pcutienda flagello:

Doxq; omnius infidelium (ad
Christi fidem conuersione)

sa multis sepulta seculo:

ss ad implendi tpe in
state) ad utilita

tes & consolationem fidelium (nutu diuino detecta
atq; referata) in lucem primo venit.

Cui adiecta sunt:

Eiusdem psalterii & eccz cordaz opus ppe diuini.
Lectura ite plucida in Apocalipsis Rence di ma
gistri Philippi de Mantua Augustiniang & re
miticq; familie Doctoris clarissim.
Index quoq; sumarius pulebriora vniuersa de hz azs.
Cum gratia & privilegio.





aldj

III

Raynald
continuat.
Annales
Baronii

XIX

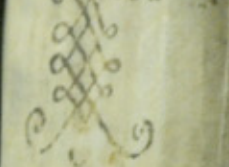


BARONIUS
XIX

C

Raynald
continuat.
Annales
Baronii

XX

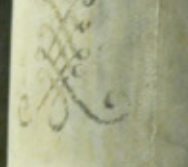


BARONIUS
XX

C

Raynald
continuat.
Annales
Baronii

XXI



BARONIUS
XXI - Pars I

Raynald
continuat.
Annales
Baronii

XXII



BARONIUS
XXII - Pars II

Annales
Ecclesiastic
Baronii
continuat
Raynaldi
Epitomen
Tom. I.

Annales
Ecclesiastic
Baronii
continuat
Raynaldi
Epitomen
Tom. 2

Annales
Ecclesiastic
Baronii
continuat
Raynaldi
Epitomen
Redacti
Spondano
Tom. I.

Annales Ecclesiastici

Bei der Erstsichtung im Rara-Keller des Instituts für Katholische Theologie in der Villa Schwendenerstraße 31 waren die *Annales Ecclesiastici* zunächst nicht als mehrbändiges Werk zu erkennen gewesen, denn aufgrund einer Umräumaktion standen die 21 Bände über mehrere Regale auf verschiedenen Regalböden verteilt und fielen zudem nicht auf den ersten Blick durch ein einheitliches Erscheinungsbild auf. Die ersten sieben Bände sind mit Erscheinungsdaten vom Ende des 16. Jahrhunderts zugleich die ältesten und haben Buchenholzdeckel, die mit hellem, geprägtem Schweinsleder bezogen wurden. Die aus dem 17. Jahrhundert stammenden Bände 13 bis 21,2 hingegen sind in helles Pergament eingebunden und durch das Folioformat sowie die fünf quer auf dem Rücken verlaufenden und plastisch hervortretenden „echten Bünde“ nur ungefähr optisch angepasst. Dazu kamen vier weitere Folianten, deren Pergament etwas dunkler ist und die sechs statt fünf Bünde aufweisen. Hierbei handelte es sich um Exzerpte und Zusammenfassungen des Hauptwerks. Die einheitliche Signatur auf den Rücken bewies, dass alle diese Folianten zusammengehören. Nachdem die 21 Foliobände zusammengesucht und geordnet worden waren, ergaben sie zusammen mehr als anderthalb Regalböden, aber leider kein vollständiges mehrbändiges Werk, denn die Bände 8–12 fehlen. Mit allen Nachträgen umfasste dieses Werk in einer jüngeren Ausgabe insgesamt sogar 37 Bände.

Das Werk gilt trotz chronologisch und historisch ungenauer Details immer noch als eine wertvolle Quelle zur Geschichte der katholischen Kirche und ist sogar heute noch als Taschenbuchausgabe verbreitet: die *Annales Ecclesiastici* des Cesare Baronio. Die *Annales* sollten den katholischen Gegenentwurf zur reformatorischen Kirchengeschichtsschreibung darstellen, was im ursprünglich geplanten Titel *Historia Ecclesiastica Controversa* sehr klar zum Ausdruck gekommen wäre.

Cesare Baronio (1538–1607) studierte zunächst Rechtswissenschaften, wechselte aber nach einer Begegnung mit dem später heiliggesprochenen Filippo Neri zur Theologie. Er wurde einer seiner ersten Schüler,

Mitglied und im Jahr 1593 auch Propst der von Neri gegründeten „Kongregation des Oratoriums“. 1596 wurde Cesare Baronio zum Kardinal berufen. Seine Reputation war so groß, dass er bei der Papstwahl im Jahr 1605 im ersten Wahlgang die meisten Stimmen auf sich vereinigte; es gibt unterschiedliche Überlieferungen der Gründe, warum er letztlich doch nicht Papst wurde. Im 18. Jahrhundert und dann noch einmal 400 Jahre nach seinem Tod, im Jahr 2007, wurde er zur Seligsprechung vorgeschlagen: Dieser Prozess zieht sich aber wie üblich über Jahre hin und ist noch nicht abgeschlossen.

Als Kirchenhistoriker berühmt wurde Baronio durch sein zwölfbändiges Hauptwerk *Annales Ecclesiastici*, an dem er in einer wahren Geduldsarbeit mehr als 20 Jahre lang arbeitete. In Aussicht gestellt war sogar das jährliche Erscheinen eines neuen Bandes, doch spätestens mit seiner Wahl zum Kardinal konnte er seine historiographische Tätigkeit nicht mehr mit seinen übrigen Pflichten vereinbaren. So erschien Band 12 erst kurz nach seinem Tod 1607.

Mit der posthumen Fortsetzung der Kirchengeschichte ab dem Jahr 1198 wurde Odorico Rinaldi (auch Odoricus Raynaldus oder nur Raynaldus, 1595–1671) betraut, dessen Bände 13 bis 21,2 in den Jahren 1646 bis 1677 in Rom publiziert wurden. Außerdem gab er auch Exzerpte und Kompilationen auf Latein und Italienisch heraus, während die Vollversion nur in der Kirchensprache Latein verfasst war. Rinaldi gehörte dem gleichen Orden wie Baronio an, nämlich der „Kongregation des Oratoriums“. Er war bei Baronios Tod 12 Jahre alt; daher ist es unwahrscheinlich, dass er noch von Baronio persönlich beauftragt wurde, das Werk fortzuführen. Rinaldi galt rückblickend als die beste Wahl für diese Mammut-Aufgabe, wenn ihm auch inakkurate chronologische Daten und mangelndes kritisches Bewusstsein vorgeworfen wurden.

Bei unseren von Cesare Baronio selber verfassten ersten sieben Bänden handelt es sich um eine der frühesten Ausgaben, nämlich die in Antwerpen bei Plantin publizierte Ausgabe aus den Jahren 1589 bis 1598. Band 1 aus dem Jahr 1589 ist nur ein Jahr jünger als Band 1 anderer Forscher möchte sie in Jena angesiedelt wissen. Damit



Seite 32: Alle Pergamentbände im Regal Im Außenmagazin, zerstörte Bünde erkennbar

Seite 33: Totalschaden Pergamentband mit freiliegenden Bänden in Schuber



liefert uns die Einbandforschung einen Hinweis auf die regionale Herkunft des Buches auch ohne Besizervermerk, denn die Buchbinderei befand sich vor dem Zeitalter des Verlagsbandes nie weit entfernt von der Bibliothek des Auftraggebers und Erstbesitzers.

Darüber hinaus ist die Wahl des ikonographischen Themas mentalitätsgeschichtlich höchst interessant: Rudolph II, der katholisch getaufte Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, war zwar persönlich in Religionsdingen tolerant, kam aber dennoch nicht umhin, Maßnahmen der Gegenreformation durchsetzen zu müssen. Der Inhalt des gesamten mehrbändigen Werkes ist dezidiert katholisch: die Geschichte der katholischen Kirche, verfasst von einem katholischen Kardinal, der beinahe Oberhaupt der katholischen Kirche geworden wäre. Dennoch hatte sich die Buchbinderei für Einbände im Reformationsstil entschieden, aber als Motiv der Mittelplatte einen gegenreformatorischen katholischen Kaiser gewählt, genau an der Stelle, wo sich üblicherweise der protestantische Landesherr abbilden ließ. Der Stil des Deckeldekors ist zwar in erster Linie eine ästhetisch-modische Entscheidung und weniger ein religionspolitisches Statement; hier jedoch scheint eine feine Ironie durchzuschimmern!

Die restauratorischen und konservatorischen Herausforderungen bei Holzdeckelbänden sind andere als bei Pergamentbänden: Holz ist recht haltbar und stabil, neigt aber bei zu trockener Aufbewahrung zum Verspröden, Splittern, Reißen oder zum Schwinden (Schrumpfen).

Der Buchblock ist durch die festen Deckel und die eng schließenden Buchverschlüsse gut gegen Staub und Tierfraß geschützt und daher im Regelfall gut erhalten. Die Ergänzung fehlender Schließen ist daher nicht nur der Ästhetik dienende Kosmetik, sondern eminent wichtig für die Schutzfunktion und somit für die Bestandserhaltung. Wichtig ist dies besonders, wenn nur eine Schließe fehlt, denn dann besteht langfristig die Gefahr des Verziehens des Buchblocks. Dabei versteht sich von selbst, dass nicht irgendeine, zufällig in einer Ecke des Magazins gefundene lose Schließe verwendet wird, sondern entweder ein neutraler Buchverschluss oder eine als solche erkennbare Replik.



Die Buchverschlüsse alter Drucke schließen eng und sind daher nicht einfach zu öffnen: Der Ausdruck „Buchaufschlagen“ bezieht sich auf den gezielten und mit einer gewissen Wucht ausgeübten Schlag auf den Deckel, der die Schließen zum Aufspringen bringt. An den Rara-Leseplatz sollten solche Bände schon geöffnet gebracht werden, um den Bestellerinnen nicht den ungewohnten Kraftakt des Buchaufschlagens – und den anderen in der Bibliothek Anwesenden nicht den Lärm zuzumuten.

Pergamentbände sind prinzipiell schwierig für die Bestanderhaltung, da Pergament empfindlich auf Klimaschwankungen reagiert, „arbeitet“ und daher oft auseinanderklafft oder sich verzieht. Hier sind die Pergamentfolianten – vielleicht in optischer Angleichung an die älteren Holzdeckelbände des Mehrbänders – auf echte doppelte Bünde geheftet. Diese Bindungsart ist aber leider dem Material Pergament nicht angemessen, da sie das Arbeiten zwar nicht verhindern kann, aber nicht

flexibel nachgibt und so die Materialspannung noch erhöht. Infolgedessen kam es zum Reißen des Pergaments entlang des Gelenks bei fast allen Bänden. Diese Schäden wurden in der Restaurierungswerkstatt durch Hinterfütern behoben. Es wurde aber keine sogenannte „Rückrestaurierung“ durchgeführt, die die inadäquate Bindungsart aufgehoben und damit eventuelle künftige Schäden verhindert, jedoch gleichzeitig wertvolle Quellen zur Einbandgeschichte vernichtet hätte. Der Schadensvorbeugung in der Zukunft dient die Aufbewahrung unter gleichmäßigen Klimabedingungen bei kühlen Temperaturen um ca. 16°C. Damit die Rara keinen Temperaturschock beim Wechseln aus dem Klimaraum in den sommerlich warmen oder geheizten Lesesaal erleiden, müssen wir Bestellerinnen um etwas Geduld bis zum nächsten Tag bitten, damit sich die alten Bücher akklimatisieren können und nicht in Bälde wieder restauriert werden müssen.

Literatur

- Annalen Ottermann: *Die Mainzer Karmelitenbibliothek. Spurensuche – Spurensicherung – Spurendeutung*. Berlin 2016, 64f.
- Haebler, Konrad: *Rollen und Plattenstempel des XVI. Jahrhunderts*. Unter Mitwirkung von Ilse Schunke. Bd. 1–2. Leipzig 1928–1929.
- Staatsbibliothek zu Berlin, Einbanddatenbank gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. www.hist-einband.de/projekt/shtml.

Das tridentinische Missale: ein Zeugnis unruhiger Zeiten

Unter allen Rara der Katholischen Theologie war ein in Leder gebundenes Missale (Messbuch), dessen Vorderseite eine durch Gewalteinwirkung entstandene Beschädigung aufwies, dasjenige, das die Fantasie am stärksten anregte. War der aufgeschlitzte Einband nicht eine unmittelbar fassbare Spur eines historischen Gewaltereignisses? Mir persönlich drängten sich spontan Assoziationen zum Dreißigjährigen Krieg auf, während dessen Verlauf (1618–1648) das Werk 1639 in Paris erschienen war: Ein Priester wehrt einen Angriff mit dem Messbuch ab.

Dies ist unwahrscheinlich, denn laut der Restauratorin Ria Tiemeyer handelt es sich bei dem vorliegenden schlichten Ledereinband nicht um den Originaleinband. Wir können das der Beschädigung zugrundeliegende Ereignis leider weder datieren noch mit einem der zahlreichen Kriege des 17. oder 18. Jahrhunderts in Verbindung bringen. Die Restauratorin gab uns Recht darin, den Einschnitt als historisches Zeugnis zu erhalten; denn dies entspricht den modernen Restaurierungsstandards. Da es sich um einen „Totalschaden“ mit Wasserschäden an Einband und Buchblock handelt, war eine aufwändige, zeitintensive und damit teure Komplettrestaurierung notwendig. Diese begann mit dem kompletten Ausein-

andernehmen, dann folgte das Wässern der Seiten, die Papierrestaurierung mit Hinterlegen von Rissen und Ergänzen von Fehlstellen und das Neuheften der Lagen auf vier echte Bünde, die als Wülste unter dem Ledereinband sichtbar bleiben, eine Technik, die nicht mehr viele moderne Buchbinderinnen beherrschen. Das Anfertigen eines neuen Einbandes aus Rindsleder war nötig, weil das Leder im Rücken geschrumpft und die Deckelpappen beschädigt waren. Schließlich wurde die originale Lederdecke mit der Schnittspur wieder aufgebracht, deren Ränder allerdings geglättet wurden.

In jedem Fall zeugt unser tridentinisches Missale von unruhigen und gewalttätigen Zeiten. Es handelt sich um eine auf das Konzil von Trient zurückgehende, aber ca. 70 Jahre jüngere Fassung des katholischen Messbuches. In diesem über drei Sitzungsperioden von 1547 bis 1563 laufenden Konzil in der heute norditalienischen Stadt Trento ging es darum, die katholische Kirche von innen zu reformieren und gegen die Herausforderungen durch die Lehre der Reformatoren zu bestehen. Da die Protestanten aber nicht als gleichwertige Verhandlungspartner gesehen wurden, führte das Konzil letztlich genau zu der Verfestigung der Positionen und Spaltung der Kirche, die

vermieden werden sollte. Während der dritten Sitzungsperiode wurden Brevier, Katechismus und Missale reformiert, diese Arbeiten aber nicht mehr abgeschlossen, sondern dem Papst zur Vollendung zurückgegeben. Das Missale erschien in überarbeiteten Fassungen unter Pius V. und Clemens VIII. Unsere Ausgabe aus dem Jahr 1639 stammt aus dem Pontifikat von Papst Urban VIII. Schon zu seiner Zeit löste seine mangelnde Distanzierung vom Massaker in Magdeburg Entsetzen aus, denn allgemein wurde der Massenmord an Zivilisten, Frauen und Kindern durch Söldnertruppen der katholischen Kriegsparteien mit ca. 25 000 Toten als die schlimmste Gräueltat im Dreißigjährigen Krieg verurteilt. Ein Jahrhundert nach den Thesenanschlägen Martin Luthers und drei Generationen nach dem Konzil von Trient war ein friedlicher Ausgleich zwischen den Konfessionen in weite Ferne gerückt. Erst mit dem Westfälischen Frieden 1648 kehrte Ruhe ein, aber vorher waren durch Gewalt, Hunger und Seuchen ca. 6 Millionen Menschen gestorben, hatten Landstriche wie Mitteldeutschland und die Pfalz bis zu zwei Drittel ihrer Bevölkerung verloren. Diese epochale Katastrophe Europas war eine – wenn auch unbeabsichtigte – Folge des Konzils von Trient.

Literatur

Englund, P.: *Verwüstung. Eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*. Reinbek 2013.

Katholische Akademie Hamburg (Hg.): *Das Konzil von Trient im ökumenischen Gespräch*. Hamburg 1996.

Münkler, H.: *Der Dreißigjährige Krieg: Europäische Katastrophe, deutsches Trauma 1618–1648*. Berlin 2017.

Tullner, M.: Das Trauma Magdeburg – Die Elbestadt im Dreißigjährigen Krieg. In: „...gantz verheeret!“ *Magdeburg und der Dreißigjährige Krieg*. Hg. M. Puhle. Halle/Saale 1998 (Magdeburger Museumsschr. 6). 13–24.

Wilson, P.: *Der Dreißigjährige Krieg: Eine europäische Tragödie*. Stuttgart 2017.

Seite 37–39: Beispiel für Totalschaden: Lederband mit aufgeschlitztem Einband – *Missale Romanum ex decreto sacro Sancti Concilij Tridentini restitutum* ### Pont. Max. Clementis VIII. Cum missis multorum sanct ### Paulo V, Gregorio XV, Urbano VIII ordinariis. Paris 1639

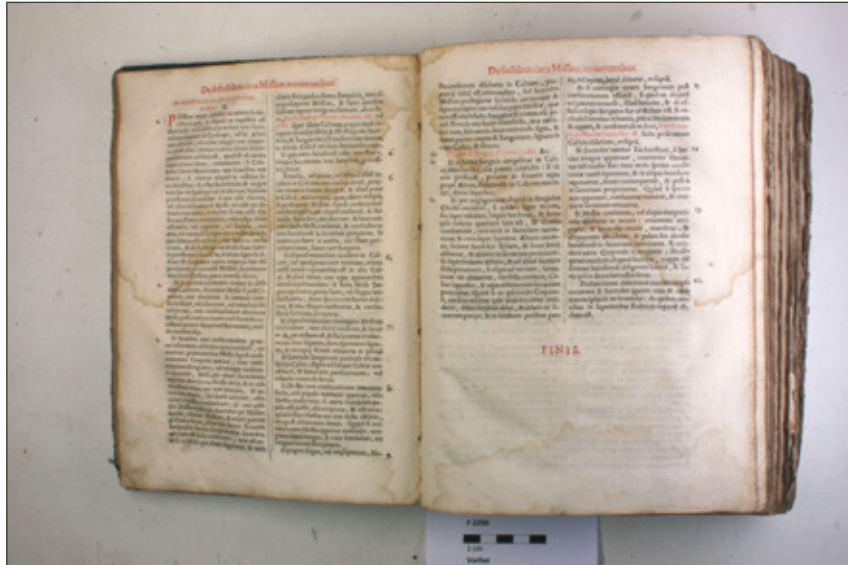


vorher

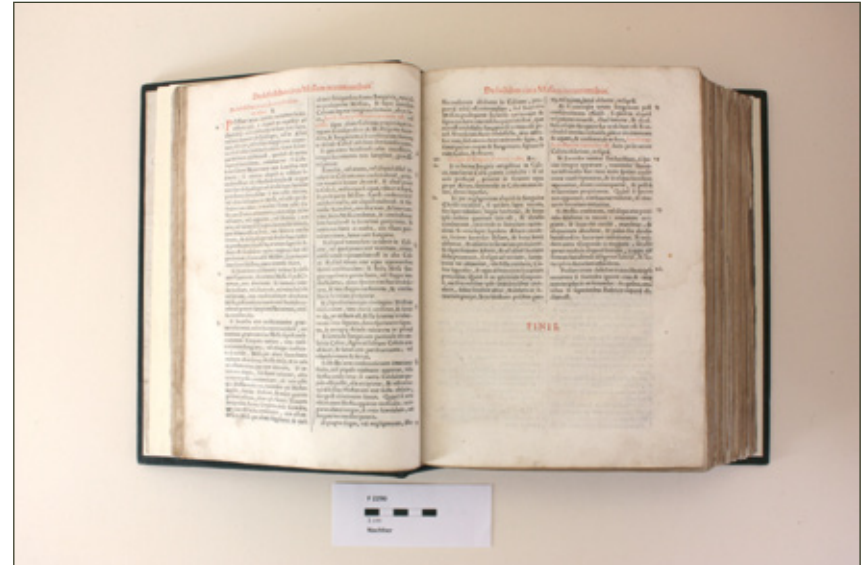


nachher





vorher



nachher





vorher



nachher





Eine kuriose Altrestaurierung

Auch schon vor unserem Restaurierungsprojekt im Zuge der Integration von 24 Bibliotheken in einem Neubau waren einige Rara der Katholischen Theologie restauriert worden. Wir wissen allerdings nicht, wann und durch welche Werkstatt dies geschah und wie das Schadensbild ausgesehen hatte. Es liegen nämlich – im Gegensatz zum aktuellen Restaurierungsprojekt – keinerlei Unterlagen zu den Altrestaurierungen vor. Restaurierungsberichte mit Angaben aller Arbeitsschritte, einer Liste der Hersteller der verwendeten Materialien sowie einer fotografischen Dokumentation des Vorher-Nachher-Zustands sind erst seit ca. 40 Jahren Standard.

Aber auch Laien fällt sofort eine kuriose Altrestaurierung ins Auge: Ein Lederfoliant wurde mit einem mittelbraunen Gewebe statt Leder eingebunden. Dies entspricht nicht den modernen Regeln für Restaurierung: Man erhält die Originalsubstanz so weit wie möglich; sollte ein solcher Minimaleingriff aufgrund zu großer Zerstörungen nicht mehr möglich sein, verwendet man Materialien der Zeit oder zumindest im Stil der Zeit. Bei dem Gewebe handelt es sich ganz sicher nicht um ein Material der Zeit, der Mitte des 16. Jahrhunderts, sondern um Moleskin, „Maulwurfsfell“, bezeichnet nach seiner

velourslederartigen Oberfläche, die durch Schmirgeln entsteht. Die Bezeichnung „Englischleder“ verweist darauf, dass es in England für Kleidung für das Landleben verwendet wurde; aufgrund seiner Robustheit wird es immer noch für Arbeits- und Militärkleidung verwendet. Die ungewöhnliche Entscheidung für Moleskin als Einbandmaterial hat möglicherweise mit einem Engpass bei der Versorgung mit dem Rohstoff Leder zu tun. Aus ästhetischer Sicht ist diese Wahl aber überzeugender als das ebenfalls für Altrestaurierungen im Rara-Bestand verwendete glatte und auf Hochglanz polierte Rindsleder.

Immerhin hatte man die originale Lederdecke erhalten und auf den neuen Einband aufgebracht. Sie ist aufwändig im Stil des 16. Jahrhunderts verziert, mit floralen Zierstreifen aus Weinlaub und Trauben, die sowohl einen Rahmen als auch ein langschmales Mittelfeld aus zwei dieser Streifen nebeneinander bilden. Sie wurden mit einer erhitzten Rolle in Blindprägung eingepägt. Die Vertiefungen erscheinen dabei dunkler; sie wurden nicht zusätzlich mit Farbe oder Gold hervorgehoben.

Aus wissenschaftshistorischer Sicht sehr interessant ist weniger das Buch selber, ein Kommentar zum Brief an die Römer des Apostels Paulus, als dessen Autor:

Domingo de Soto war ein Dominikanermönch, der in den spanischen Universitäten Segovia und Salamanca lehrte und ein bedeutendes Mitglied der sogenannten „Schule von Salamanca“ war. Sie war ein Netzwerk von Juristen, Philosophen und Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts, die ihre Ausbildung an den Universitäten von Salamanca und Alcalá in Spanien und Coimbra in Portugal erhielten und das Gedankengut der spanischen Spätscholastik in eine erstmals als global erfahrene Welt trugen. Domingo de Soto nahm als Vertreter der Dominikaner am Konzil von Trient teil. Er war ein Verteidiger der Rechte der indigenen Bevölkerung Mittel- und Südamerikas auf Leben, Eigentum, Würde, Meinungs- und Religionsfreiheit. An der Seite von Bartolomé de Las Casas, dem „Apostel der Indianer“, kämpfte er bei der vom spanischen König einberufenen „Jury von Valladolid“ 1550 gegen die üblichen zeitgenössischen Ideen der angeblichen Minderwertigkeit der Indigenen und die daraus begründete Rechtmäßigkeit ihrer Ausbeutung und Missionierung mit Gewalt. Die Debatte endete leider ohne Ergebnis. Aber der für ihre Zeit überaus moderne humane Ansatz der Dominikaner aus der Schule von Salamanca verdient Respekt.



Links: Modelldruckpapier mit blauen Blüten und Ranken-Schleifen-Motiv aus Punkten, Chinoiserie – Bertold Hauser:
Elementa Philosophiae ad Rationis et Experientiae ductum conscripta, Atque Usibus Scholasticis accomodata. Tom. 2. Augsburg 1755

Rechts oben: Modelldruckpapier mit Blüten in Altrosa und Blättern in Helloliv sowie Ranken aus goldenen Punkten als Hintergrundmotiv – Leonard Jansen: *Theologiae Moralis Universae ad mentem... Editio Quarta*. Köln 1752

Rechts unten: Blaue Kirschenpaare und Rauten aus Punkten auf weiß – Gaspare Juenin:
Commentarius Historicus et Dogmaticus... 1773.

Seite 43 links: Modelldruckpapier mit Punkten, Rauten und mehrfarbigen Medaillons in rosa und grün – Johannes Opstaet:
De Locis Theologicis. Tractatus Theologicus. Band 2. Venedig 1795

Seite 43 rechts: Modelldruckpapier mit schachbrettartigem geometrischem Motiv (gegenständige Dreiecke) in rot und schwarz –
Breviarium Metense. Metz 1778

Gestrichen, gedruckt, illuminiert – zur Geschichte der frühen europäischen Buntpapiere

Als Buntpapier gilt ein farbiges Papier nur dann, wenn es nicht in der Masse gefärbt, sondern auf einer oder beiden Seiten mit einem farbigem Überzug versehen ist. Es muss aber keinesfalls bunt im heutigen Sinne von mehrfarbig sein. Blindgeprägte Papiere ohne jeglichen Farbauftrag gehören ebenfalls in diese Kategorie, denn sie beziehen ihren optischen Reiz aus einer quasi-farbigen Licht-Schatten-Wirkung. „Einfarbig gestrichenes Buntpapier“, bei dem die Farbe mit Bürste oder Pinsel auf das Trägermaterial gestrichen wurde, ist das erste echte Buntpapier Europas. Die ältesten Sachquellen sind die zinnoberrot gestrichenen Rückseiten eines Kartenspiels; der Zeitraum lässt sich durch das verwendete Wasserzeichen auf den Zeitraum 1428–1433 eingrenzen. Als erste schriftliche Quelle zu Buntpapieren im deutschsprachigen Raum gilt das Rezeptbuch des St.-Katharinen-Klosters in Nürnberg um 1470, das sich heute in der Nürnberger Stadtbibliothek befindet. Dort ist unter der Überschrift „Wie man farb macht auf streichen auf papier“ ein Rezept zur Herstellung des gestrichenen Buntpapiers verzeichnet. „Wie man mit wollen auf truckt“ bezieht sich auf mit Wollstaub befleckte Velours- oder Samtpapiere, die somit ebenfalls zu den ältesten Buntpapieren zählen dürfen.

Ins Ende des 15. Jahrhunderts datieren die ersten erhaltenen gedruckten Papiere, bei denen die Technik des Drucks vom Holzstock oder -block angewendet wurde.

Der Holzblockdruck war für Buchillustrationen und Heiligenbilder bereits seit einem Jahrhundert vor Johannes Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern in Gebrauch. Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden diese MODELDRUCKPAPIERE in kleinen Manufakturen produziert. Ein Zusammenhang mit dem „Zeugdruck“ auf Textilien liegt nahe, nur das Trägermaterial war unterschiedlich. Vom englischen Wort „cotton“ für Baumwollstoff leitet sich das Synonym KATTUNPAPIERE ab.

Es wird sogar vermutet, dass das für den Textildruck geschnittene Model aus Holz und mit Metallelementen sekundär für die Papierherstellung weiterbenutzt wurden. Die Muster waren kleinteilig, gerne wurden geometrische Motive (Abb. 1), Streublumen oder Streuästchen verwendet. Die Blütezeit der Kattunpapiere war die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der die stilistischen Veränderungen vom Rokoko zum Biedermeier nachverfolgt werden können. Das pastellige großformatige Blütenmotiv auf dem Vorsatzpapier aus dem Jahr 1755 (Abb. 2) ist typisch für das mittlere Drittel des 18. Jahrhunderts; das Vorsatzpapier aus dem Jahr 1773 mit seinem kleinteiligen verspielten Dekor (Abb. 3) trifft den Geschmack des Rokoko. Das an chinesische Porzellanmalerei erinnernde blaue Blüten-Ranken-Motiv (Abb. 4) ist den im 18. Jahrhundert sehr populären Chinoiserien zuzurechnen.

Der französische Begriff „dominotier“ für den Illuministen von Heiligenbildchen ging im 18. Jahrhundert auf die im Modeldruckverfahren gedruckten und nachkolorierten Papiere über. Diese zeigten einen eingeschränkten Kanon aus schlichten Motiven wie Streifen, Ranken, Punkten, Rosetten und Blüten, die einfarbig in schwarz, rot oder blau gedruckt und dann in wenigen, häufig grellen Farben per Hand koloriert wurden. Besonders in Frankreich wurden die recht preiswerten Dominotierpapiere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für Broschürenumschläge verwendet. Das mehrfarbige Papier mit rosa und grünen Blüten und Zweigen und das jüngere klassizistische Papier aus dem Jahr 1795 mit Medaillons der gleichen Farbstellung (Abb. 5) sind keine Dominotierpapiere. Die Mehrfarbigkeit wurde nicht durch Nachkolorieren erzielt, sondern durch Drucken mit mehreren Modeln, für jede Farbe eines, aus einem sogenannten „Spiel“. Damit die Passung stimmte, sorgten erhöhte Passstifte (Picots) an den vier Ecken für den Ansatz des Druckstocks; dies ist allerdings oft nur unvollkommen gelungen. Ein ganz regelmäßiger Rapport mit exakt gleichmäßiger Farbdichte und verteilung ist ohnehin nur beim maschinellen Walzendruck zu erzielen – Handdruck lebt von kleinen Unvollkommenheiten.



Literatur

Wall, Frauke van der (Hg.): *gefärbt, gekämmt, getunkt, gedruckt: die wunderbare Welt des Buntpapiers*. Katalog zur Sonderausstellung im Main-Fränkischen Museum Würzburg vom 22.10.2011 bis zum 29.12. 2012. Würzburg 2011.



Marmorierte Papiere: von Suminagashi bis zum Jugendmarmor

Wenn im Folgenden von Marmorpapieren die Rede ist, sind nur von Hand im Tunkverfahren produzierte Papiere gemeint, nicht aber in anderen Techniken hergestellte Papiere, die verwirrenderweise ebenfalls als Marmorpapieren bezeichnet werden. Der sogenannte „Wolkenmarmor“ oder „Kleistermarmor“ ist ein Kleisterpapier, während „Achatmarmorpapier“, „Carraramarmorpapier“ und „Gustavmarmorpapier“ zu den maschinell hergestellten Sprenkelpapieren gehören.

Marmorierte Papiere sind zwar nicht die ältesten Buntpapiere in Europa, da sie dort erst im 16. Jahrhundert bekannt wurden. Globalgeschichtlich aber sind sie die frühesten verzierten Buntpapiere; sie hatten bei ihrem ersten Erscheinen in Europa bereits ein halbes Jahrtausend Entwicklung und einen weiten Weg von Ost nach West hinter sich.

Im Japan der späten Heian-Periode (794–1185 n. Chr.) wurde ein Tunkverfahren zur Papierfärbung namens SUMINAGASHI entwickelt, was sehr treffend übersetzt wird als „Tinte, die auf Wasser schwimmt“. Das so entstandene Papier war ein kostbarer Luxusartikel, der nur dem Kaiserhof und dem Adel zur Verfügung stand und gerne als Schreibuntergrund für Gedichte oder tagebuchartige Aufzeichnungen, so z. B. für das berühmte „Kopfkissenbuch“ der Hofdame Sei Shonagon, verwendet wurde.

Möglicherweise ist die Herkunft der Marmorierungstechnik aber auch in China zu suchen. Aus dem 10. Jahrhundert ist eine Schrift überliefert, in der die Technik LIUSHAJIAN beschrieben wird (zu übersetzen in etwa als „Treisandpapier“), bei der Farben oder Tinte auf der Oberfläche von Wasser schwimmen, Muster ähnlich Wolken oder fliegenden Vögeln bilden und dann mit Papier abgezogen werden. Damit ergäbe sich in der Tat ein zeitlicher Vorlauf gegenüber dem japanischen Suminagashi des 11./12. Jahrhunderts.

Über die Seidenstraße wurden die marmorierten Papiere nach Westen verhandelt; wichtige Stationen waren Indien, Persien und das osmanische Reich. Ab dem 13./14. Jahrhundert arbeitete man in Ostpersien, Turkestan und Samarkand nicht mehr mit Wasser,

sondern mit einem Schleimgrund. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden in Turkestan die EBRUMARMORPAPIERE entwickelt, benannt nach dem persischen Wort für „Wolke“ oder „Wasseroberfläche“. Ebrum-Papiere erfreuten sich großer Beliebtheit als kostbare Geschenke, als Umrandung von Miniaturen und bei der Abfassung offizieller Dokumente, da sie durch das komplizierte Dekor fälschungssicher waren. Der englische Reisende und Historiker Sir Thomas Herbert erwähnte in seinem Werk *Travels in Persia* (1628), dass der Schah von Persien auf wie Marmor geädertem Papier schrieb. Durch solche Reisende, aber auch den im späten 16. Jahrhundert auflebenden Handel mit dem Osmanischen Reich gelangten die als „Türkisch Papiere“ bezeichneten Bögen nach Europa und wurden zunächst in Stammbüchern (Freundschaftsalben) gesammelt. Bereits um 1600 wurden aber die ersten marmorierten Papiere in Europa, vermutlich in Deutschland, selbst hergestellt. Die komplizierte Technik wurde lange geheim gehalten, aber im Lauf der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts verbreitete sich die Kenntnis in Europa. Der erste schriftliche Hinweis datiert schon aus dem Jahr 1610. Eine wichtige Quelle ist der Jesuit und Universalgelehrte Athanasius Kircher, der in *Ars magna lucis et umbrae* (Rom 1646) die Marmorierungstechnik beschrieb. Sie erforderte damals wie heute eine Menge Wissen zu Materialien und Techniken, handwerkliches Fingerspitzengefühl und Erfahrung sowie künstlerisches Talent.

Carrag(h)eenmoos, eine fälschlich als Irisches (oder Irländisches) Moos bezeichnete Rotalge (Knorpeltang), oder Gummiharz aus dem Tragant-Strauch werden mit Wasser aufgekocht; die entstandene Gallerte (Grund, Schleimgrund, Schlichte) wird in eine flache Wanne gefüllt. Die Schlichte wird durchgewalzt und die Oberfläche mit einem Papierstreifen abgezogen, um Blasen- und Hautbildung zu vermeiden. Dann werden die Farben aufgesprenkelt, wobei ein Zusatz von Ochsgalle dafür sorgt, dass sie weder in den Schleimgrund einsinken noch sich untereinander vermischen. Mit Stäbchen, Kämmen oder mehrgliedrigen Kammleisten werden die





Tropfen zu Mustern verzogen. Nun wird ein mit Alaun behandeltes Papier vorsichtig aufgelegt und schnell mit ruhiger Hand abgezogen. Das Muster geht dabei dauerhaft auf das Papier über. Die Oberfläche des Schleimgrundes wird gesäubert und steht dann wieder neuen Farb- und Mustereperimenten zu Verfügung; jeder Bogen ist unik.

In Deutschland war die Herstellung von marmorierten Papieren immer nur ein Teil der Buntpapiermacherei insgesamt und kein spezialisierter Handwerkszweig. Die Werkstätten des späten 17. Jahrhunderts befanden sich in Augsburg, das auch bei den Brokatpapieren führend war; im 18. Jahrhundert folgten Fürth und Nürnberg sowie Leipzig, das als Messestadt und Zentrum des Buchdrucks prädestiniert war.

In Frankreich nahm die künstlerische Entwicklung einen rasanteren Verlauf, da die Marmorpapiere in Verwendung als Vorsätze die Prunkausgaben für König und Adel aufwerten sollten und die „marbreurs“ sich allein

auf das Marmorieren spezialisierten. Im frühen 17. Jahrhundert waren feine Kammarmore auf der Grundfarbe rot beliebt. Regelmäßige Kammdekore sind die häufigste Marmorierungsart der Vorsatzpapiere im Rara-Bestand der Campusbibliothek. In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurden geäderte Steinmarmore modern, die man durch Versetzen der Farben mit Öl erzielte. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde eine Vielzahl neuer Marmormuster entwickelt, z. B. Schnecken- und Löckchenmarmor (Coquille, French Curl) und Muschelmarmor (French Shell, Ringader-/Vogelaugen-marmor), beide bei uns durch Beispiele gut belegt. Von den in Frankreich entwickelten und dort sehr beliebten Pfauen- oder Bukettmarmoren ist dagegen in unserem Rara-Bestand kein einziges nachgewiesen.

Der Zeitraum von 1680–1740 gilt als Blütezeit der Marmorierungskunst in Frankreich. Durch die Französische Revolution erfuhr sie zwar einen deutlichen Bruch,

da der bisherige Kundenkreis Hof und Adel stark dezimiert wurde, verschwand aber nicht ganz. Erst die industrialisierte Buntpapierproduktion mit Hilfe von dampfgetriebenen Druckmaschinen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereitete der traditionellen Handwerkskunst in ganz Europa ein vorläufiges Ende. Die Ausnahme war allerdings England, das mit Verzögerung erst Mitte des 19. Jahrhunderts den Höhepunkt in der Herstellung von Handmarmorpapieren erreichte. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts stieß die Marmorierungskunst erneut auf großes Interesse, und zwar bei den Künstlern des Jugendstils. Ein im Jahr 1898 entworfenen und berühmt gewordenen orangerotes Flammen-Marmormuster trug sogar die Bezeichnung „Die Jugend“. Mit diesem Datum haben wir allerdings den Zeitraum verlassen, in dem in Bibliotheken üblicherweise von Rara die Rede ist und der mit dem Jahr 1720 endet.

Seite 45 oben: Regelmäßiger Kammarmor mit gleichmäßigen Bögen, auf Grundfarbe hellrot – Crescentius Krisper: *Theologia Textualis scholae scotisticae...* Wien 1728; Jacob Zallinger: *Interpretatio Naturae, seu philosophia Newtoniana methoda exposita, et aedemiis usibus accomodatae*. Augsburg 1774

Seite 45 unten: Marmoriertes Papier in rosa, hell- und dunkelblau-grau, auf Basis von „türkischem“ Marmor mit Farbflecken, mit Stäbchen unregelmäßig verzogen, nur zur Hälfte erhalten – Alcuinus (Albanus) Flaccus: *Alcuini Abbatis, Caroli Magni Regis ac Imperatoris, Magistri Opera*. Bd. 2. Regensburg 1777

Seite 46 links oben: Wirbelmuster mit Stäbchen gezogen, unregelmäßiger als echter Schneckenmarmor; in rot – hellblau – dunkelblau – gelb, weiße Sprengel zum Erzeugen von „Antik-Effekt“ – Ludovicus Babenstuber: *Philosophiae Thomisticae Salisburgensis*. Editio Secunda. Augsburg 1724

Seite 46 rechts oben: Steinmarmor mit Wirbeln und weißen Flecken (Placard pattern), rot – blau – olivgrün – gelb mit weißen Flecken – *Recueil d'antiquités égyptiennes, étrusques, grecques et romaines*. Paris 1756 (Foto: Hubert Graml)

Seite 46 links unten: Schneckenmarmor (French Curl) mit regelmäßigen kleinen Löckchen, vermutlich unter Benutzung eines Kammbretts, in rot-gelb-blaugrau; Kantenmarmorierung – Cornelius Jansenius: *Tetrateuchus sive Commentariis in sancta Iesu Christi evangelia*. Paris 1700

Seite 46 rechts unten: Muschelmarmor (French Shell, Ringader-, Vogelaugenmarmor) in lachsrot und türkisblau, Kantenmarmorierung in anderem Muster und anderen Farben – Thomas Wright: *Louthiana or an introduction to the Antiquities of Ireland*. London 1758

Literatur

Pork, Henk, Susanne Krause: *Buntpapier – ein Bestimmungsbuch / Decorated paper – a Guide Book / Sierpapier – een Gids*. Stuttgart 2016.

Radunsky, Clara: *Marmorpapier – vom Gebrauchsgegenstand zum Kunstobjekt. Am Beispiel der Sammlung Charles Ernest Clerget im Museum für angewandte Kunst in Wien. Diplomarbeit*. Mag. phil. der Universität Wien 2012.

Reschke, Gisela: *Buntpapier – Tradition und Gegenwart*. Ausstellung Gutenberg-Museum Mainz 2007. Mainz 2007.

Tsien, Tsuen-Hsiun: *Science and civilisation in China. Vol. 5. Chemistry and chemical technology. Part I: Paper and Printing*. Hg. Joseph Needham. Cambridge et al. 1985.

Wolfe, Richard: *Marbled Paper: its history, technique, and patterns; with special reference to the relationship of marbling and bookbinding in Europa and the Western World*. Philadelphia 1990.



Bronzefirnispapiere und Brokatpapiere: metallische Pracht aus Augsburg

Metallische Buntpapiere imitierten das prachtvolle Aussehen von Brokatstoffen und Brokattapeten, ihre Einführung ist also mit Techniken des Textilhandwerks in Verbindung zu sehen. Bronzefirnis-Papiere wurden ca. 1685 durch die Brüder Neuhofer in Augsburg erfunden. Es handelt sich um Stempeldruckpapiere, bei der die Farbe durch ein Gemisch aus Firnis (Anstrichmittel aus Ölen oder Harzen), Mastix (Pinienharz) und Bronzepulver ersetzt wurde. Der Firnis stellte die Drucker allerdings vor größere Herausforderungen, und es bestand die Gefahr, dass das Druckbild körnig oder schmierig wurde. Außerdem war der Bronzefirnis nicht sehr haltbar. Daher ist es nicht verwunderlich, dass die Bronzefirnispapiere schnell durch die ebenso attraktiven und prächtigen, aber technisch ausgereifteren und eine größere Variationsbreite der Dekore bietenden Brokatpapiere verdrängt wurden.

Das älteste Brokatpapier wurde ebenfalls in Augsburg um ca. 1690 hergestellt, daher stammt der inzwischen historisch-veraltete Namen „Augsburger Papier“. Eine andere Bezeichnung war „damasciertes Goldpapier“. Verwendet wurden allerdings nicht nur Blattgold, sondern auch Blattsilber und verschiedene Buntmetallfolien. Das Muster wurde entweder positiv oder negativ auf eine

mindestens 6 mm starke Platte aus Kupfer oder Messing graviert. Diese Platte wurde erhitzt und in der Spindel- oder Walzenpresse auf das mit Metallfolien belegte und angefeuchtete Trägerpapier aufgepresst. Die Technik wird aus dem Prägedruck mit Blattgold auf Leder oder Pergament hergeleitet. Aber auch ein Zusammenhang mit dem Kupferstich, ebenfalls einem Hochdruckverfahren, ist naheliegend. Die Motive konnten denen der Kupferstiche ähneln und figural sein, insbesondere ab dem späten 18. Jahrhundert und im 19. Jahrhundert waren figürliche Dekore in Art von Bilderbogen und sogar Genre-Szenen wie höfische Ballszenen beliebt. Vorher waren florale Motive wie Arabesken, Bandelwerk, Blattwerk, Blüten, Früchte, Ranken oder stilisierte Zweige stilprägend. Dazu kamen Darstellungen von exotischen und einheimischen Tieren.

Unser Brokatpapier mit den goldenen Vögeln, u. a. Pfauen, Blüten und Ranken auf lachsfarbenem Grund ist also auf der Höhe der Mode seiner Zeit. Das Buch wurde in Venedig gedruckt, sein Vorsatzpapier möglicherweise im Umland produziert, denn im Veneto waren berühmte Buntpapiermanufakturen angesiedelt. Interessant ist, dass mehrere Bögen des Brokatpapiers zusammengestüchelt werden mussten, um ein genügend großes Vorsatz-

papier für den Folianten zu erzeugen. Dies lässt erkennen, dass die Papierbögen nicht immer passend zu den Formaten der Bücher produziert wurden, also keineswegs immer Sonderanfertigungen waren. Beim vorderen Vorsatz ist das Papier überdies falsch herum verarbeitet worden, was an den auf dem Kopf stehenden Vögeln erkennbar ist. Das verwendete Material war zwar prächtig und kostbar, aber die Sorgfalt bei der Verarbeitung ließ auch im 18. Jahrhundert schon gelegentlich zu wünschen übrig!

Durch die Variation von verschiedenfarbigen Grundpapieren und Metallfolien konnte von der gleichen Platte eine Fülle leicht unterschiedlicher Brokatpapiere abgezogen werden. Das Papier konnte überdies vor dem Druck patroniert, d. h. mit Hilfe von Schablonen und Pinsel mit Farbflecken versehen werden. Der Fond zwischen den Ornamenten konnte mit Blattmetall belegt und mit Pünzierungen versehen sein. Durch Handkolorierung nach dem Druck wurde das Variationsspektrum noch breiter. Im Gegensatz zu den von Hand im Tunkverfahren hergestellten Marmorpapieren handelte es sich bei den Brokatpapieren dennoch nicht um echte Unikate.

Literatur

Grünebaum, Gabriele: *Buntpapier. Geschichte, Herstellung, Verwendung*. Köln 1982.

Reschke, Gisela: *Buntpapier. Tradition und Gegenwart*. Ausstellung im Johannes Gutenberg-Museum Mainz 2007. Mainz 2007.

Wall, Frauke van der (Hg.): *gefärbt, gekämmt, getunkt, gedruckt: die wunderbare Welt des Buntpapiers*. Katalog zur Sonderausstellung im Main-Fränkischen Museum Würzburg vom 22.10.2011 bis zum 29.12. 2012. Würzburg 2011.



Kantenmarmorierung Ecke

Scharfe Schnitte und Kanten

Die drei offenen Seiten eines Buchblocks, Kopf-, Fuß- und Vorderschnitt, sind mechanischer Beanspruchung, Schmutz und Fressfeinden ungeschützt ausgesetzt als der geschlossene Buchrücken. Daher bietet es sich an, die Schnitte mit einer zusätzlichen Schicht aus Farbe oder Blattmetall zu schützen. Durch die Feuchtigkeit in der Farbe oder dem Bindemittel quellen die Papierfasern auf, so dass der Buchblock abdichtet wird. Somit dient die Schnittverzierung dem Schutz vor Verstauben des Kopfschnitts, vor Abnutzung des Fußschnitts durch Reiben am Regalboden beim Einstellen und dem Schutz vor Vergilben bei Lichteinwirkung.

Die meisten Rara der Campusbibliothek weisen keine Schnittverzierung, sondern einen sog. Naturschnitt auf. Einfache Farbschnitte sind überwiegend karminrot, das aus Brasilholz, Cochenille- oder Kermeslaus oder Färberkrapp gewonnen wurde. Selten ist ein blauer Farbschnitt, der aufgrund seiner dunklen Tönung eher auf Basis von Indigo oder Färberwaid als auf Basis von Ultramarin aus Lapislazuli beruht.

Beim Sprengel- oder Spreng-Schnitt wurde die Farbe mit einem Pinsel durch ein Gitter oder Sprengsieb auf die Schnittkanten gespritzt, wo sie sich in verschieden großen Farbpunkten niederschlug. Die Technik ist prinzipiell die gleiche wie bei den Sprengelpapieren, deren häufigste das Kiebitzpapier mit braunen Punkten auf beigem Untergrund und das Granitpapier in Grau- und Anthrazittönen waren. Bei den Sprengelschnitten hingegen wurden rote Farbe oder blaue Farbe verwendet. Mehrfarbige Sprengelschnitte waren eher die Ausnahme. Beim Kreideschnitt wurde vor dem Aufsprengeln von Farbe noch eine dünne Kreideschicht auf die Schnittkante aufgeschabt, was ihr das Aussehen von Marmor verlieh.

SCHNITTKANTENBEMALUNG bevorzugte einfache Motive, wie z. B. das Wirbel-Muster in dunklem Anthrazit, das mit einem breiten Pinsel auf alle drei Schnittkanten eines Lederfolianten aus dem Jahr 1732 aufgetragen worden war.

Beim ABZIEHSCHNITT wurde ein Bild von einem angefeuchteten Papier auf den Schnitt übertragen. Dies ist die wohl komplizierteste und arbeitsintensivste der tra-

ditionellen Schnittkantenverzierungen. Sie wurde daher nur sehr selten verwendet und ist im gesamten Rara-Bestand der Campusbibliothek nicht vertreten. Ältere Buchbinderinnen erinnern sich noch daran, dass im späten 20. Jahrhundert mit Hilfe angefeuchteter Papierstreifen Marmormuster auf die Schnitte aufgebracht wurden, was sie bedeutend einfacher fanden als die Marmorierung mittels Tunkverfahren.

Bei der SCHNITTMARMORIERUNG wurden die Farben auf einen Schleimgrund getropft, zu Mustern verzogen und dann abgezogen, wie bei der Herstellung von echtem Marmorpapier. Die besondere Herausforderung bei der Marmorierung von Schnitten war es, den im Vergleich mit einem Bogen Papier schweren Buchblock nicht zu tief in die Gallerte einsinken zu lassen. Er musste gut eingepresst sein, damit die Farben nicht zwischen die Seiten eindringen konnten. Wenn dabei handwerkliche Fehler unterliefen, war die gesamte Arbeit von Druckerei und Buchbinderei verloren.

Der GOLDSCHNITT und der viel seltenere SILBERSCHNITT wurden durch das Auflegen von Blattmetall auf den Schnitt mit Hilfe eines Bindemittels aus verdünntem Eiweiß hergestellt. Vorher wurden der Buchblock gut eingepresst und die Schnittkanten glatt geschmirgelt. Zur Erhöhung der Leuchtkraft wurde oft noch rote Farbe unterlegt; im 19. Jahrhundert empfahlen Buchbindereien auch die Zugabe von Safran. Der gut getrocknete Metallschnitt wurde schließlich mit einem „Glättzahn“ aus Achat poliert.

Der Goldschnitt als solcher wurde gelegentlich nicht als schmückend genug empfunden und noch weiter verziert. Beispielhaft ist dies bei einem Brevier aus Metz zu sehen, bei dem sowohl die Längskanten der Schnitte als auch die Ecken der Schnitte mit Punzornamentik versehen wurden. An der Längskante wurde eine Zickzacklinie eingepunzt, an den Ecken bildeten feine Punkte Ornamente aus hängenden Bögen. Die materialverformende (d. h. nicht spangebende) Technik der Punzierung, bei der kleine geometrische oder ornamentale Punziereisen per Hand ins Material eingetrieben werden, wurde bereits

seit der Bronzezeit auf Metallen eingesetzt. Hier wurde sie auf das weiche Trägermaterial Papier übertragen, was nur möglich ist, wenn der Buchblock fest eingespannt ist. Bei dem zweibändigen Brevier aus Metz aus dem Jahr 1778 hat sich nur der erste Band mit seinem ledernen Originaleinband und dem punzierten Goldschnitt erhalten. Der zweite Band wurde später offensichtlich neu gebunden; sein Ledereinband nimmt zwar Anleihen bei dem eingepprägten Vasenmotiv des ersten Bandes, variiert es aber und wirkt im Ganzen deutlich jünger und auch besser erhalten. Beim Neubinden wurden die Kanten beschnitten, wenn auch nur minimal, so dass das Punzornament wegfiel; dann wurden die Schnittkanten neu vergoldet. Abweichend sind beim zweiten Band sowohl die Verzierungen der Stehkanten als auch die der Innenkanten mit schlichten diagonalen Linien, die eingepragt und dann vergoldet wurden.

Aufwändiger ist die Stehkantenvergoldung in Form eines floralen Bandes. Es herrscht unter modernen Buchbinderinnen keine Einigkeit darüber, ob für solche Ornamente die Filete, ein wiegemesserartiges Gerät, oder die Rolle das geeignete Werkzeug waren. In jedem Fall bestand die Herausforderung darin, das Werkzeug auf gerader Linie zu halten und keine erkennbaren An- und Absätze zu hinterlassen. Dies ist bei dem Folianten aus dem 17. Jahrhundert gut gelungen. Allerdings war die Technik der Handvergoldung damals schon seit mehr als zwei Jahrhunderten bekannt.

Literatur

Goerke, Joachim: *Schnittverzierungen: ein Überblick über Geschichte und Techniken der Buchschnittdekoration*. Wiesbaden 1994.

Ruppelt, Georg: Schnittverzierung – ein vergessenes Handwerk. In: *Buch & Bild* 2 (1998) 40–44.

Wiese, Fritz: *Der Bucheinband: eine Arbeitskunde mit Werkzeugzeichnungen*. Hannover 2005.



Diese Seite: Wilhelm von Humboldt: *Die Kawi-Sprachen Javas*.
Bd. 2 und 3 (1836–1839)
Seite 53: Titelblatt des zweiten Bandes: *Die Kawi-Sprachen Javas*

Teil 3: Rara aus den Altertumswissenschaften

Wilhelm von Humboldts Alterswerk im Pappumschlag

Wieso wurden gerade diese beiden unscheinbaren Bände mit ihrem schmutzig-blaugrauen Pappereinband und einfacher Heftung für einen Überblick über die Rara der Campusbibliothek ausgewählt? Wieso wurde der schlichte weiche Pappereinband bei der Restaurierung nicht durch stabileres ersetzt, die Heftung nicht verstärkt?

Das Material Pappe spielt in der Einbandgeschichte eine nicht zu unterschätzende Rolle. Die älteste Form der Pappe war die Klebepappe aus mehreren aufeinander geklebten Papierbögen, die bereits im 9. und 10. Jahrhundert für islamische Handschriften verwendet wurden. Über das maurische Spanien gelangten lederbezogene Pappdeckel auch nach Europa. Im späten 16. Jahrhundert setzte sich Pappe als Einbandmaterial zunehmend gegenüber den lederbezogenen Holzdeckeln durch. In Deutschland hielt man allerdings länger an Holzdeckeln in Tradition mittelalterlicher Handschriften fest als in Frankreich und Italien, für Folianten sogar bis ins 18. Jahrhundert. Für einfache Bibliothekseinbände dagegen waren zu dieser Zeit neben Klebepappen auch geschöpfte Pappbögen sowie „gegautschte“ Pappen aus aufeinander gepressten nassen Papierlagen weit verbreitet. Rückenvergoldungen zeigen, dass sie dauerhaft und durchaus repräsentativ gedacht waren.

Die einfach gehefteten Interims-Einbände waren allerdings niemals auf Dauerhaftigkeit angelegt, sondern nur als Zwischenlösung gedacht. Sie wurden durch Einbände nach dem Geschmack des Besitzers und passend zu seiner übrigen Bibliothek ersetzt; daher sind nur wenige Interims-Einbände erhalten geblieben. Nicht nur aufgrund ihrer Seltenheit und damit ihrer besonderen Schutzwürdigkeit verbietet es sich, sie heute zu entfernen und zu ersetzen, sondern auch aufgrund des Prinzips moderner Buchrestaurierung, Originalsubstanz so weit wie möglich zu erhalten.

Aus diesen Gründen wurden die Pappereinbände erhalten; auch die Kanten wurden im Originalzustand erhalten

und nicht gerade geschnitten (Abb. 1). Die hinteren Seiten waren nie aufgeschnitten gewesen. Dies bedeutet, dass das Buch niemals von vorne bis hinten durchgeblättert worden war. Beide Bände hatten im Rara-Schrank des Instituts für Altorientalistik im Hüttenweg 7 gut geschützt vor Licht und neugierigen Blicken gestanden.

Inhaltlich gehörten sie nicht unbedingt zum Kernbestand einer Bibliothek für Altorientalistik. Es handelt sich um Band 2 und 3 von Wilhelm von Humboldts dreibändigem Werk *Über die Kawi-Sprachen Javas*. Es war sein Alterswerk, von dem er nur noch den ersten Band in Schloss Tegel selber redigieren konnte und das erst posthum veröffentlicht wurde.

Wilhelm von Humboldt (1767–1835) war seit seiner Jugend von Sprachen fasziniert gewesen und beschäftigte sich nicht nur mit empirischer Sprachforschung, sondern auch mit philosophischer Reflexion über Sprache als Filter zur Welt und Ausdruck von „Geisteseigentümlichkeit“.

Er beherrschte Französisch, Englisch, Latein, Griechisch, Litauisch und Tschechisch sowie Italienisch und Spanisch, hatte auf zwei Studienreisen über das Baskische geforscht und sich mit indigenen Sprachen Mittel- und Südamerikas beschäftigt und außerdem auch altägyptische Hieroglyphen und Sanskrit studiert. Bereits seit 1824/25 hatten die polynesischen Sprachen sein Interesse gefunden, und er plante eine große Vergleichsstudie mit den amerikanischen Sprachen, die aber niemals zustande kam. Er war der erste überhaupt, der das Kawi Javas seriös und systematisch erforschte, wenn auch nur aufgrund von Sekundärquellen und nicht anhand eigener Anschauung. Er war auch der erste, der die These von Kawi als „verdorbenem Sanskrit“ zurückwies, indem er die Eigenständigkeit der Grammatik und deren Primat gegenüber dem Wortschatz betonte. Die zahlreichen Lehnwörter aus dem Sanskrit führte er auf die indische Besiedlung Javas im 6.–11. Jahrhundert n. Chr. zurück, nicht aber auf eine angebliche Abstammung vom Sanskrit.



In den Sprachwissenschaften ist die Einleitung des ersten Bandes geradezu berüchtigt, denn sie gilt zwar als eine der beiden sprachtheoretischen Hauptwerke Humboldts, aber aufgrund ihrer fehlenden Gliederung auch als sehr schwer lesbar. Ausgerechnet dieser berühmteste der drei Bände ist also in der Bibliothek für Altorientalistik nicht vorhanden gewesen.

Literatur

Buchholz, Ulrike: *Das Kawi-Werk Wilhelm von Humboldts. Untersuchungen zur empirischen Sprachbeschreibung und vergleichenden Grammatikologie*. Studium Sprachwissenschaft Beih. 4. Münster 1986.

Helwig, Hellmuth: *Der Ganz-„Elefantenhaut“-Band. Werdegang und Entwicklung des Pappbandes zum Werkstoffband und seine Wirtschaftlichkeit für Bibliotheken und Verlage. Mit einer Studie über das Buntpapier*. Bergisch-Gladbach 1955.



Paris 1795. 204.

J. L. Sav.

Der Begründer der historischen Geographie und der Kopftrophäenjäger

Philipp Clüver (1580–1622) war ein deutscher Geograph und Historiker des 17. Jahrhunderts und gilt als Begründer der Historischen Geographie. Ausgangspunkt seiner Forschungen waren Beschreibungen der klassischen Autoren, bei seinem berühmtesten Werk *Germania Antiqua* war dies die Germania des römischen Historikers Tacitus aus dem späten 1. Jahrhundert n. Chr.

Der Kupferstich auf dem Frontispiz zeigt Darstellungen von Germanen, angelehnt an die Beschreibungen bei Tacitus. Zur germanischen Kleidung erwähnte Tacitus, neben dem „sagum“ (Mantel, Umhang), „bracas“ (eng anliegenden Hosen) und „vestis“ (Kittel). Diese Kleidungsstücke wurden viel später im Moorfund von Thorsberg tatsächlich archäologisch nachgewiesen. Die enge kurze Streifenhose und der Flügelhelm der Gestalt links wecken heute allerdings eher Assoziationen an die Comicfigur Asterix den Gallier.

Über die Haartracht der Sueben berichtet Tacitus: „Sie kämten das Haar gegen den Strich, um es zu einem Knoten entweder über den Ohr oder auf dem Scheitel zu binden.“ Diese Frisur sei auch bei anderen germanischen Völkern zu finden, dort aber eher den jungen Männern vorbehalten, bei Sueben hingegen bis ins hohe Alter, sie diene der Erzeugung von Schrecken auf dem Schlachtfeld. Der im Jahr 1948 im Moor bei Osterby gefundene Schädel einer Moorleiche bestätigt diese Information: das

durch die Huminsäure des Moores rötlich verfärbte lange und recht dünne Haar ist seitlich zum Suebenknoten aufgesteckt.

Die Figuren des Frontispizes tragen hingegen einen seitlichen Zopf, möglicherweise eine missverstandene Variante des seinerzeit nur historisch überlieferten Suebenknotens.

Von all den genannten archäologischen Funden ahnte man im 17. Jahrhundert noch nichts. Dagegen hätten die römischen Germanen-Darstellungen auf der Trajanssäule und der Marcussäule in Rom zumindest theoretisch bekannt sein können. Philipp Clüver war selber durch Italien und Sizilien gereist, allerdings erst in den Jahren 1617–1618 und damit nach der Erstpublikation der *Germania Antiqua*. Für spätere Auflagen wie der unseren aus dem Jahr 1663 hätten ihm also u. U. Bildquellen aus eigener Anschauung zur Verfügung stehen können.

Sehr interessant ist der Vergleich des Frontispizes unserer Ausgabe mit dem der Erstausgabe aus dem Jahr 1616, die vom heute als Elsevier bekannten und noch aktiven Verlag Elzevier in Leiden verlegt wurde. In dieser dominiert im Vordergrund als Hauptfigur ein Reiter mit Zopf oder aufgelöstem Knoten in pludrig-weiten Hosen und Schnabelschuhen; er hat einen noch blutigen menschlichen Kopf auf seine Lanze gespießt, am Hals seines Pferdes baumelt ein weiterer Kopf. Eine Beschreibung

dieser Sitte findet man beim griechischen Autor Diodor von Sizilien (Historische Bibliothek Buch V, 29): „Den gefallenen Feinden schlagen sie die Köpfe ab und hängen sie am Hals ihrer Pferde auf.“ Die Nachricht bezieht sich aber nicht auf germanische, sondern auf keltische Ethnien. Als archäologische Nachweise für Kopfkult und Kopftrophäen bei den Kelten werden immer wieder die Heiligtümer von Entremont und Roquepertuse (beide in Frankreich) genannt. Für die Germanen schweigen hingegen sowohl die archäologischen als auch die literarischen Quellen zu diesem Thema. Die Unterscheidung von Kelten und Germanen war selbst für zeitgenössische Schriftsteller nicht einfach; zumindest bei Cäsar sind außerdem politische Motive zur Legitimation der angestrebten Rheingrenze zu vermuten. Von einem Kupferstecher des 17. Jahrhunderts ist die fehlerfreie Beherrschung der Ikonographie erst recht nicht zu erwarten. Möglicherweise ging es ihm auch eher um einen allgemeinen Barbaren-Topos. Dieser erscheint aber in unserer jüngeren Ausgabe der *Germania Antiqua* deutlich abgemildert: das blutrünstige Motiv des reitenden Kopftrophäenjähgers ist in den Hintergrund gerückt und verharmlost, das Pferd erscheint wie ein Holzpferd für Kinder, die Kopftrophäen sind kaum mehr als solche erkennbar.



IHS

TARTARIA ORIENTALIS

CHI

MARE OCCIDENTALE

ATHANASII KIRCHERI SOCIETATI

CHINA

AMSTELÆDAMI, Apud Johannem Janssonium à Waesberge et Elizeum Weyerstræct

1687

Teil 4: Rara aus Ostasien

Jesuiten am Kaiserhof in Peking

Das Frontispiz gruppiert vier bedeutende Persönlichkeiten der „Societas Jesu“ um eine Chinakarte: am oberen Bildrand, umgeben von Engeln, sind rechts Ignatius von Loyola (1491–1556) und links Francisco de Xavier (1506–1552) dargestellt. Eine Sonne mit dem Christusmonogramm (IHS), dem Symbol des Ordens, überstrahlt die Szenerie.

Ignatius von Loyola war Gründer der Gesellschaft Jesu, Francisco de Xavier Mitbegründer und Wegbereiter der christlichen Mission in Ostasien. Beide Ordensgründer wurden 1622 von Papst Gregor XV. heiliggesprochen – auf der Radierung wird ihr Heiligenstatus durch Strahlenkränze um ihre Häupter verdeutlicht. Sie tragen entsprechend der jesuitischen Regeln keine Ordenstracht, sondern einfache Priestergewänder und knien auf Wolken.

Unterhalb dieser Vergangenheit und Jenseits symbolisierenden oberen Bildhälfte, sind die beiden bis heute bekanntesten China-Missionare abgebildet: Matteo Ricci (1552–1610), der Begründer der jesuitischen China-Mission, ist in der traditionellen chinesischen Kleidung konfuzianischer Gelehrter („Rufu“, „Hanfu“) auf der rechten Seite

dargestellt. Ihm gegenüber steht Johann Adam Schall von Bell (1592–1666), der 1630 vom chinesischen Kaiserhof mit der Reform des Kalenders beauftragt worden war. Er wird in der qing-zeitlichen Hoftracht eines Mandarins der Ersten Klasse, Ersten Grades gezeigt, einem Amt, das Schall von Bell 1658 von Kaiser Shunzhi verliehen worden war. Der Beamtengrad war an den Motiven des sogenannten Mandarintuchs („Buzi“) ablesbar, die bereits seit der späten Ming-Dynastie standardisiert waren.

Besonders hervorgehoben wird im Zentrum des Blatts eine Karte, die Umriss und wichtige Orte des chinesischen Kaiserreichs zeigt. Ricci und Schall von Bell halten sie, unterstützt von einer über der Karte schwebenden Putte dem Betrachter entgegen. Der wissenschaftliche Anspruch des Buches (und der Jesuiten) wird plakativ hervorgehoben. Dabei fällt auch auf, dass abgesehen von dem Ordenssymbol nirgendwo im Bild ein Kreuz zu sehen ist. Am rechten unteren Bildrand jedoch liegen, wie achtlos an den Treppenstufen abgelegt, wissenschaftliche Instrumente: Armillarsphäre, Winkelmaß und Reißzeug.

AMIR MOGHADDASS

Literatur

Luca, Dinu: Illustrating China Through its Writing. In: *Literature & Aesthetics* 22,2 (December 2012).

Mungello, David E.: *Curious land: Jesuit accommodation and the origins of sinology*. Honolulu. Hawaii 1989, 134–173.

Seite 56: Pergamentfoliant mit Titelpuffer: Jesuiten
am Kaiserhof in Peking – Athanasius Kircher:
*Athanasii Kircheri e Soc. Jesu China monumentis, qua
sacris qua profanis, nec non variis Naturae et artis
spectaculis, aliarumque rerum memorabilium argumentis
illustrata, auspiciis Leopoldi primi, Roman. Imper.
Semper augusti Munificentissimi Mecaenatis. 1667*



- Oströmisches Reich bei Amtsantritt Justinians 527
- Rückeroberungen Justinians
- Reich der Sassaniden
- Vasallen des sassanidenreichs

Byzanz zur Zeit Justinians

Die Apostolische Kirche des Ostens der Assyrer und China

Die nicht mit Rom vereinte Apostolische Kirche des Ostens der Assyrer gehört nach Ansicht der Kirchenhistoriker zu den ältesten christlichen Gemeinschaften der Welt. Die ältere Bezeichnung als „nestorianisches Christentum“ wird heute aufgrund dogmengeschichtlicher Analysen als irreführend abgelehnt und entspricht nicht dem Selbstverständnis dieser Lehre. Diese im Westen am wenigsten bekannte Kirche der Christenheit erstreckte sich fast ein Jahrtausend lang über einen größeren Teil des Globus als die Römische Kirche. Heute existiert sie aufgrund historischer und politischer Ereignisse als eine kleine Minderheit in ihrer Urheimat, dem vom IS zerstörten Irak, Iran, in Syrien (?!), in Südindien sowie in der Diaspora in Nordamerika, Europa, Australien, im Kaukasus und im Libanon.

Das Christentum entstand im römischen Vasallenkönigreich Judäa und von dort aus breitete es sich rasch im Römischen Imperium aus. In Mesopotamien, der Heimat der Kirche des Ostens, soll das Christentum schon zu Anfang des 2. Jahrhunderts Fuß gefasst haben. Aus noch früherer Zeit liegen uns legendenhafte Berichte vor. Der Apostel Thomas soll in Parthien (einer antike Landschaft im Norden des heutigen Iran) gewirkt haben, Addai, einer der 72 Jünger Jesu, in Adiabene und sein Schüler Mari um das Jahr 100 in der persischen Metropole Seleukia-Ktesiphon (einer antiken Doppelstadt im heutigen Irak). Mari gilt als der eigentliche Apostel der Kirche des Ostens.

Auf beiden Seiten der Reichsgrenzen dominierte die aramäische Sprache. Dabei setzte sich das Syrische, der Dialekt des Kulturzentrums Edessa (das heutige Urfa in der Türkei), als Sprache der Bibel und der Christen im Zweistromland durch. Diese syrisch-sprachige Bevölkerung der vorislamischen Zeit verteilte sich auf die Herrschaftsgebiete zweier Großreiche, die miteinander verfeindet waren: Im Reich der Römer (dann Byzantiner) waren Westsyrer (heute bekannt als die Syrisch-Orthodoxe Kirche) angesiedelt; im Reich der Parther (ca. 240 v. Chr.–224 n. Chr., dann ab 3. Jahrhundert im

Sassanidenreich der Perser) lebten Ostsyrer (heute bekannt als die Apostolische Kirche des Ostens der Assyrer). Ab dem 3. Jahrhundert entstanden viele Bistümer in Persien, die meistens von einem Metropoliten geleitet wurde, dabei blieb Mesopotamien das Zentrum der Kirche des Ostens. Die Metropoliten der ersten sechs Kirchenprovinzen saßen in Seleukia-Ktesiphon, Beṭ-Lapaṭ (Kuzistan), Nisibis, Perāṭ Maišān (Basra), Arbela (Erbil) und Karkā d-Beṭ-Seloḳ (Kirkuk).

Im 6. Jahrhundert nutzte die Kirche des Ostens die militärische Expansion des persischen Sassaniden Reichs (224–651 n. Chr.), um weiter zu missionieren.

So entstanden auch Bistümer in Sanaa (heute Hauptstadt von Jemen) und auf der Insel Sokotra (eine zu Jemen gehörende Inselgruppe). Die Klöster und Bistümer waren meist Zentren wissenschaftlichen und geistigen Lebens mit Bibliotheken, deren Handschriften heute in den wichtigsten europäischen Bibliotheken und Museen zu finden sind.

Im 7. und 8. Jahrhundert waren es nach Ansicht der Kirchenhistoriker insbesondere die Handelswege, die den Lauf der Mission der Kirche des Ostens bestimmten: auf dem Seeweg vom Persischen Golf nach Südindien und von dort weiter zu den Küsten Südasiens und Chinas wie auf dem Landweg auf der berühmten Seidenstraße über den Oxus (Amudarja) und den Jaxartes (Syrdarja) hin, auf einer nördlichen und südlichen Route durch das Tarim-Becken (bei den Tibetern und Uiguren) bis zum Huang He und weiter in das Innere Chinas. Es sind auch die archäologischen Ausgrabungen mit vielen Felsinschriften, Grabsteinen und bilingualen Textstücke, die uns über die Zentren und Missionswege der Kirche des Ostens berichten. Aus dieser Periode war der Fund der Steinstele von Si-an-fu (Xi'an) aus dem Jahre 781 für die chinesischen und europäischen Wissenschaftler von besonderer Bedeutung. Die Stele berichtet über einen syrischen Mönch namens Alopen, der im Jahre 635 (noch in der Ära der Sassaniden) China erreicht hatte. Ihr bilinguales Kolophon in

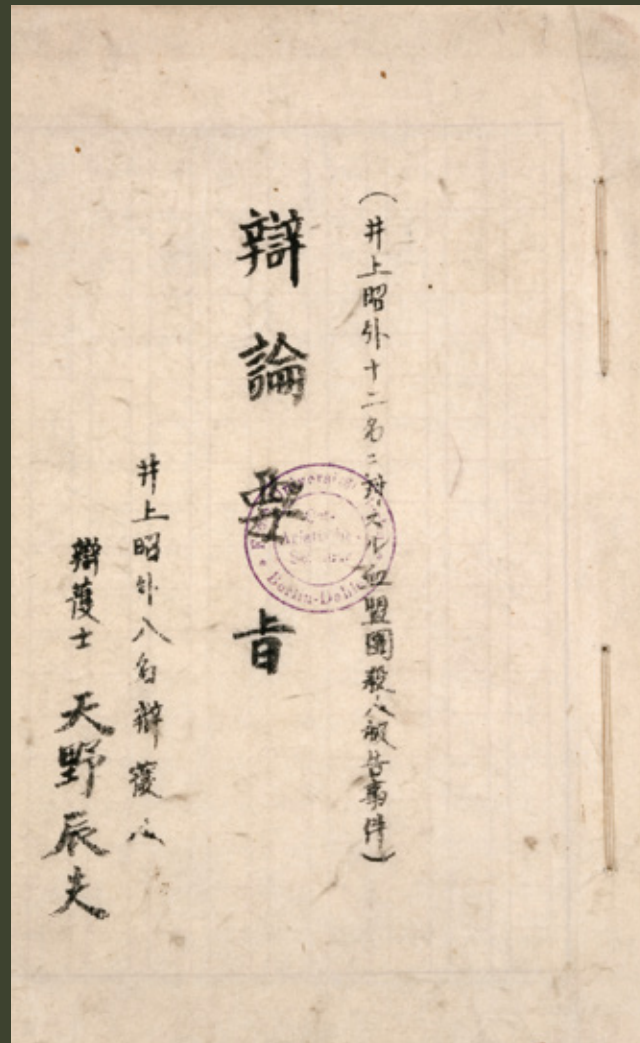
Chinesisch und Syrisch datiert sie auf den 4. Februar 781. Die zwei Tonnen schwere Stele wurde 1623 oder 1625 im Chongren-Tempel ausgegraben. Ihr Text wurde 1667 erstmals von dem universell gelehrten und polyglotten Jesuiten Athanasius Kircher paraphrasiert und im Buch *China Illustrata* publiziert. Seit 1888 bis heute haben sich zahlreiche Forscher mit diesem Text beschäftigt, der eine der Hauptquellen für die Geschichte der Apostolischen Kirche des Ostens in China darstellt.

DR. H. YOUNANSARDAROU

Literatur

- Baum, W., D. Winkler: *Die apostolische Kirche des Ostens: Geschichte der sogenannten Nestorianer*. Klagenfurt 2000.
- Detlef, C., G. Müller: Stellung und Bedeutung des Katholikos-Patriarchen von Seleukeia-Ktesiphon im Altertum. In: *Oriens Christianus* 53 (1969) 227–245.
- Detlef, C., G. Müller: *Kirche und Mission unter den Arabern in vorislamischer Zeit*. Tübingen 1967.
- Fiey, J. M.: *Assyrie Chrétienne I–III*. Beirut 1965–1968.
- Hage, W.: *Das orientalische Christentum*. Stuttgart 2007.
- Klein, W. (Hg.): *Syrische Kirchenväter*. Stuttgart 2004.
- Sachau, E.: Zur Ausbreitung des Christentums in Asien. In: *Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse* Nr. 1. Berlin 1919.
- Spuler, B.: Die Mongolen und das Christentum. In: *Internationale Kirchliche Zeitschrift* XXVIII (1938) 156–175.
- Strothmann, R.: Heutiges Orientchristentum und Schicksal der Assyrer. In: *Zeitschrift für Kirchengeschichte*. III. Folge, Heft 6 (1936) 17–82.
- Tamcke, M. (Hg.): *Christians and Muslims in dialogue in the Islamic Orient of the Middle Ages*. Würzburg 2007.
- Timmerman, Ch. (Hg.): *In-Between spaces: Christian and Muslim minorities in transition in Europe and the Middle East*. Brüssel et al. 2009.
- Wigram, W. A.: *The Assyrians and their neighbours*. London 1929.

Tatsuo Amano: Zusammenfassung der
Verteidigung (im Prozess gegen Akira Inoue
und 12 weitere des Mordes Angeklagter der
„Liga der Blutsbrüder“ [ketsumeidan])
Links: Einband
Rechts: Vorletzte Seite mit Korrekturen



Beschreibung:

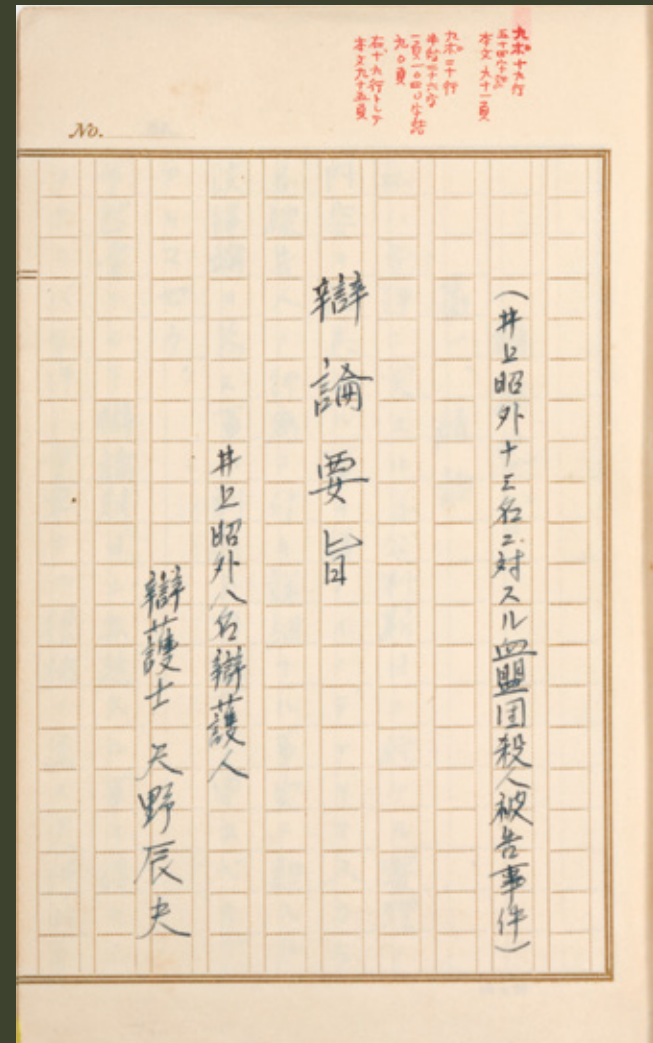
Titel Umschlag Japanisch: (井上昭外十二名に対する血盟団殺人被告事件)弁論要旨

Titelübersetzung: Zusammenfassung der Verteidigung (im Prozess gegen Akira Inoue und 12 weitere des Mordes Angeklagter der „Liga der Blutsbrüder“ [ketsumeidan])

Autor: 天野辰夫 Tatsuo Amano (1892–1974), Rechtsanwalt

Jahr: k. A. (1934?)

Seiten: 234 Seiten japanisches Manuskriptpapier mit roten Korrekturanmerkungen



Rückseite Japanisch: 茨城県行方郡麻生町霞ヶ浦寮保存
Rückseite Übersetzung: Aufbewahrt in der Präfektur Ibaraki,
Namegata-gun, Asō-machi, Kasumigaura-ryō

Als Reprint einer Druckversion aus dem Jahr 1934 enthalten in:
Ketsumeidan jiken kōhan sokkiroku 血盟団事件公判速記録
(1967/1968); Standort: Lokalkennzeichen Japan NQ 5755 K43-2
Provenienz: unbekannt

Ein Zeitzeuge moderner japanischer Geschichte

Der abgebildete Band ist ein zeithistorisch bedeutendes Dokument aus den 1930er Jahren in Japan, die durch eine beispiellose Rezession in den ländlichen Gebieten im Norden Japans (Tōhoku), Arbeiterunruhen, Unterdrückung durch die Obrigkeit, Korruption und parteipolitische Skandale sowie das Erstarken nationalistischer Kräfte und die Häufung terroristischer Attentate gekennzeichnet sind. Es handelt sich um die handschriftliche Aufzeichnung einer Verteidigungsschrift von Tatsuo Amano, gerichtlicher Verteidiger von Akira „Nisshō“ Inoue im „Liga der Blutsbrüder [Ketsumeidan]“-Prozess vom 28. Juni 1933 bis zum 22. November 1934.

Die Attentate der sogenannten „Liga der Blutsbrüder“ ereigneten sich im Februar und März 1932. Dabei wurden der damalige Finanzminister Junnosuke Inoue und der Präsident des Mitsui Firmenkonglomerats, Dan Takuma, von den Militärs Kadetten Shō Onuma und Goro Hishinuma ermordet, die beide im Auftrag des nationalistischen Anführers und selbsternannten Nichiren-Zen-Priesters Akira „Nisshō“ Inoue handelten. Inoue und seine Gruppe hatten geplant, weitere Mordanschläge auf Berater des japanischen Kaisers und andere hochrangige Regierungspolitiker zu verüben. Da Onuma und Hishinuma Cousins waren, bezeichneten sich die Angeklagten als „Seelenverwandte in der Liga der Blutsbrüder“. Der Begriff „*ketsumeidan*“ (Liga der Blutsbrüder) wurde in der Folge der Berichterstattung über den Prozess in den Massenmedien dieser Zeit populär.

Die Gerichtsverhandlungen im Prozess gegen die Attentäter und ihre Hintermänner begannen am 28. Juni 1933. Tatsuo Amano als Verteidiger des Angeklagten Inoue war selbst Mitglied einer nationalistischen Vereinigung, der „Patriotischen Arbeiterpartei“ (Aikoku Kinrōto), und wurde später (1943) unter dem Verdacht der Vorbereitung eines Aufstands und mehrerer Verschwörungen festgenommen. Da der Vorsitzende Richter, Teiichiro Sakamaki, die Anträge der Angeklagten ablehnte, einen öffentlichen Prozess zu führen, in dem sie ihre Motive zur Begehung der terroristischen Akte umfangreich darlegen konnten, setzten sie ihn durch Drohungen mit Hungerstreik und Unruhen im Gerichtssaal so lange unter Druck, bis er vom Vorsitz zurücktrat. Sein Nachfolger, Richter Goichirō Fujii, nahm die Verhandlungen am 27. März 1934 wieder auf und ließ Aussagen aller Angeklagten zu ihren Motiven für die Taten zu. In den Medien wurde aus diesen Aussagen „der patriotische Geist der Selbstaufopferung für das Land und den Kaiser“ beschrieben, da die beiden Attentäter und alle weiteren Ketsumeidan-Verschwörer versucht hätten, sich für einen Aufstand „aufzuopfern“, der die „korrupten Mächte hinwegfegen“ sollte. Durch die Darstellung als versuchte Revolution zur „Erneuerung“ des japanischen Staates und Volkskörpers (*kokutai*), bekam der Fall im Laufe des Prozesses große Zustimmung in der Bevölkerung. Aus dem ganzen Land gingen 300 000 Petitionen für die Gewährung von Strafminderung bei Gericht ein. Am 22. November 1934 verkündete Richter Fujii sein Urteil, in dem er keine

Todesstrafen für die Attentäter, sondern ein lebenslängliches Strafmaß sowie für die anderen Angeklagten kürzere Haftstrafen verhängte (Large 2002: 64–65).

Diese handschriftliche Dokumentation der Verteidigungsschrift aus dem Ketsumeidan-Prozess ist ein außergewöhnliches Artefakt in der Sammlung der Rara des Faches Japanologie in der Campusbibliothek, das nach dem Stand der Recherche im Jahr 2017 in dieser Form in keiner anderen Bibliothek weltweit nachgewiesen ist. Damit ist sie ein Unikat, was trotz ihres im Vergleich mit den Rara der Katholischen Theologie recht jungen Alters die Aufbewahrung im Rara-Magazin rechtfertigt.

Der Rückseite des Einbands ist zu entnehmen, dass es in einem Ort in der Präfektur Ibaraki aufbewahrt wurde, aus dem einige Mitglieder der „Liga der Blutsbrüder“ stammen. Ob es sich jedoch tatsächlich um die Handschrift des Rechtsanwalts Amano oder eines anderen Mitglieds der Gruppe handelt und auf welchem Wege das Werk in den Besitz der Bibliothek gelangte, konnte nicht ermittelt werden.

Das Rarum ist demnach nicht nur als Primärquelle für die Forschung zur modernen japanischen Geschichte interessant, sondern bietet auch für eine formale und sachliche Erschließung noch viel Potential.

DR. COSIMA WAGNER

Literatur

Hori, Makiyo: Ketsumeidan jiken no shinjūsha tachi: Onuma Sho, Hishinuma Goro, Yotsumoto Yoshitaka o chūshin ni. *Waseda Daigaku Seiji Keizaigaku Zasshi [The Waseda Journal of Political Science and Economics]*, Vol. 329 (1997).

Ketsumeidan Jiken Kōhan Sokkiroku Kankōkai (Hg.): *Ketsumeidan jiken kōhan sokkiroku*. Tōkyō 1967.

Large, Stephen S.: Substantiating the nation: terrorist trials as nationalist theatre in early Shōwa Japan. In: *Nation and Nationalism in Japan*. Hg. Sarah Wilson. London 2002, 55–68.

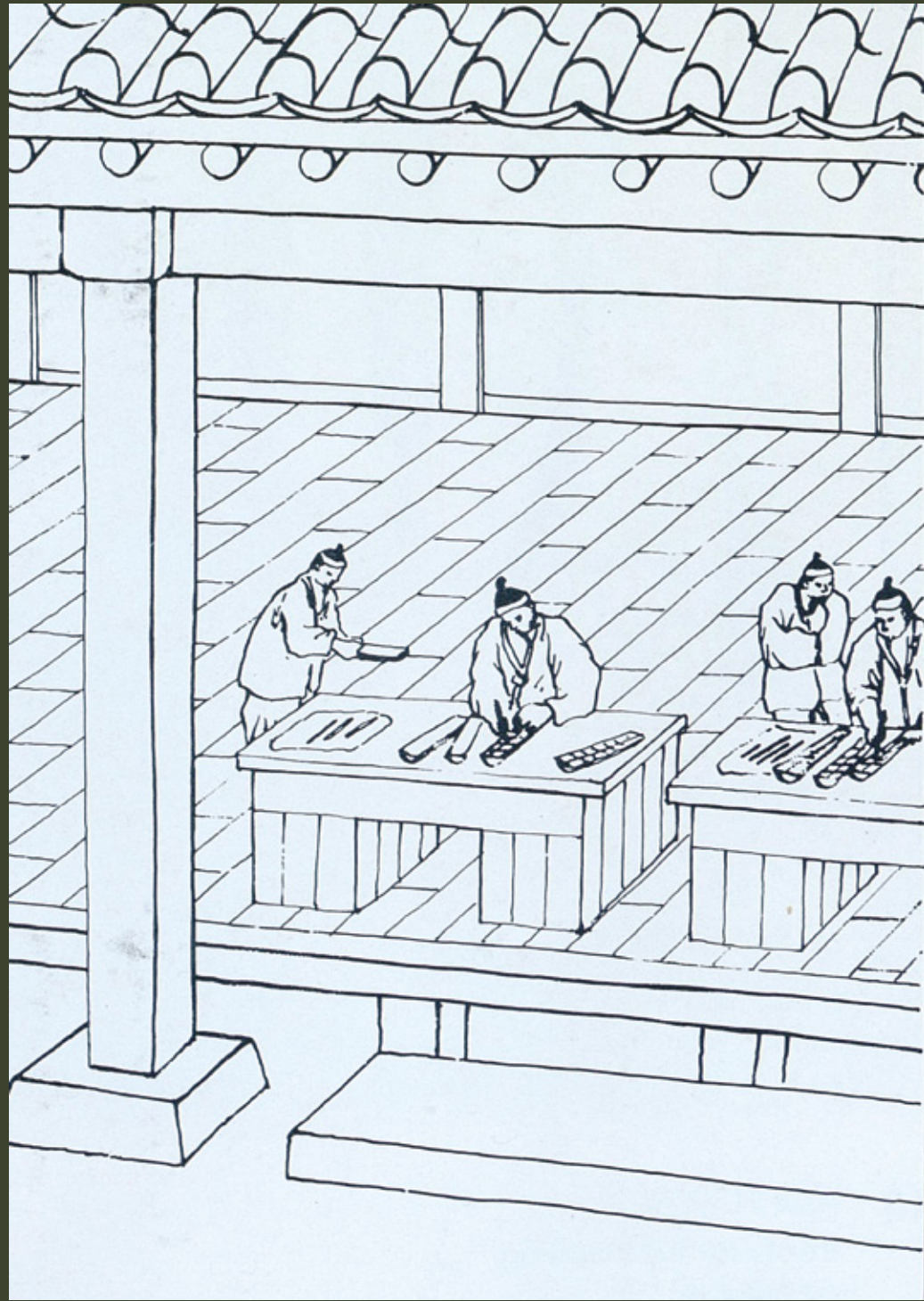
Storry, Richard: *Double Patriots. A Study of Japanese Nationalism*. London 1957.

Takahashi, Masae: Ketsumeidan Jiken. In: *Kokushi daijiten [The Great Dictionary of National History]*. Vol. 5. Yoshikawa Kobunkan 1985.

Tashiro, Saburō: *Ketsumeidan benron no yōshi*. Tōkyō 1934.

Dank

Großer Dank gebührt Takeshi Sakuma vom Japan Center for Asian Historical Records (JACAR) für seine Recherchen und Hinweise zu dem vorliegenden Werk sowie Sharon Lazovsky für ihre Unterstützung bei der Vorbereitung dieses Artikels.



„Early Korean Typography“

Die koreanische Buchdruckkunst entwickelte sich wie in China aus dem Wunsch heraus, buddhistische Schriften zu verbreiten. Bereits sehr früh wurde ein sogenannter Holztafeldruck verwendet, bei dem das Druckbild in Holz geschnitzt, eingefärbt und auf Papier gepresst wurde. Die *Mugu chönggwang tae taranigyöng*-Sutra, gefunden im Jahr 1966 im Tempel Pulguksa, gilt als ältester noch erhaltener Blockdruck. Die Entstehungszeit wird auf 751 n. Chr. geschätzt.

Allerdings ist die berühmteste Sammlung die sogenannte Tripitaka aus der Zeit der Koryö-Dynastie, welche den damals bekannten Kanon an buddhistischer Literatur umfasste. Zwischen 1011 und 1087 n. Chr. wurde die erste Ausgabe geschnitzt, die aber während der mongolischen Invasion 1232 n. Chr. zerstört wurde. Für die Herstellung wurden Baumstämme nach dem Fällen 1–2 Jahre gelagert und dann in kochendes Salzwasser gelegt. Nach einer Periode der Trocknung, die gut 6 Monate in Anspruch nehmen konnte, wurden die Stämme zurechtgeschnitten und geschliffen. Die zweite, erhaltene Druckausgabe, nach der Anzahl der Blöcke *P'almanyöng* genannt, aus den Jahren 1236–1251 wird seit 1398 in einem frei stehenden Raum ohne Wände im Innenhof des in den Bergen liegenden, schwer zugänglichen Tempels Haeinsa aufbewahrt. Die Sammlung besteht aus 81 528 Holzblöcken, die ca. 68–78 cm lang, 24 cm breit und 2,8 cm dick sind. Auf jedem der Blöcke sind ungefähr 640 chinesische Zeichen eingeschnitzt. Die Sammlung enthält 1 516 Texte in 6815 Bänden.

Das älteste koreanische Werk mit beweglichen Metall-Lettern *Paegun hwasang ch'orok pulcho Chikchi simch'e yojöl* (Die wichtigsten Lehren Buddhas, aufgezeichnet vom Mönch Paegun) wird auf 1377 datiert.

Für den Buchdruck wurden die Lettern auf Bronzeplatten aufgelegt und heißer Bienenwachs aufgetragen, um die Ausrichtung festzuhalten. Durch den Zeitaufwand und die Mengen an Wachs, die für den Druck notwendig waren, konnten nur wenige Seiten pro Tag gedruckt werden. Dies war durchaus im politischen Interesse. Am Anfang der Chosön-Dynastie regulierten die drei Behörden für Papierproduktion, für Bewegliche Lettern sowie für Holzdrucke die Literaturproduktion.

Die Campusbibliothek besitzt keine Schriftrollen oder Alte Drucke aus der Zeit der Koryö- (918–1392) oder Chosön-Dynastie (139–1910) – anders als die British Library, die Bibliothèque nationale de France oder das Harvard-Yenching Institut.

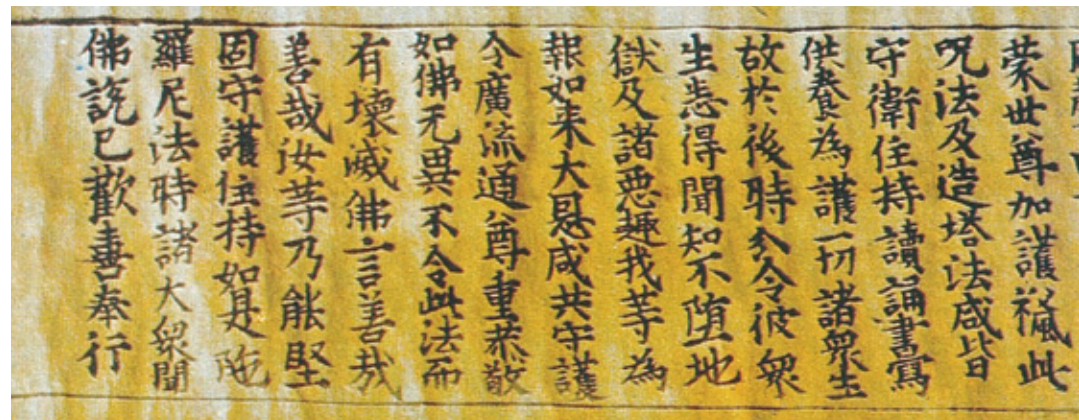
Aber die Campusbibliothek ist im Besitz des Folio-Bandes von Sohn Pow-Key *Early Korean Typography*, der nicht nur viele Abbildungen und Illustrationen zur Herstellung und Techniken der Druckkunst enthält, sondern auch eine Vielzahl von Drucken auf dem traditionellen handgeschöpften Papier („Hanji“) des Papiermaulbeerbaums (vgl. Sohn: 251–411).

MARTIN LEE

Literatur

- Han, Moon-yöng (Hg.): *Korea's Early Printing Culture Place: Ch'öngju Early Printing Museum*. Seoul 1993.
- Cho, Hyeonggyun, Kim, WonTaek, Jeon Cheol: *A Research Report on Traditional Korean Papermaking*. Seoul 1996.
- Kim, Hyo Gun: *Printing in Korea and its Impact on her Culture*. Chicago 1973.
- Lee, Gui-Wong: *Bookpaper and Bookbinding of Old Korean*. In: *Gutenberg-Jahrbuch* (2004) 47–56.
- Lee, Seung-Cheol, Ch'öngju-Ko-Insuae-Pangmulgwan: *Koreas alte Druckkunst: Begegnungen – koreanischer Buchdruck vor Gutenberg*. Katalog zur Ausstellung des Cheongju Early Printing Museums anlässlich der Buchmesse 2005, 29. Sep[t]ember–20. November 2005. Hg. Cheongju Early Printing Museum, Seoul, Frankfurt a. M. 2005.
- McKillop, B.: *The History of the Book in Korea*. In: *The Oxford Companion to the Book*. Oxford 2010.
- Park, Moon-Year: *A Study on the Type Casting, Setting and Printing Method of "Buljo-Jikji-Simche-Yoyeol"*. In: *Gutenberg-Jahrbuch* (2004) 32–46.
- Sohn, Pow-key: *Early Korean Typography*. Seoul 1982.

Seite 62: Schnitzen der Lettern aus Holz. Aus: Sohn, Pow-key: *Early Korean Typography*. Seoul 1982, S. 15
Rechts: Dharani Sutra. Eine der ältesten xylographischen Drucke, ca. 700 n. Chr. Aus: Sohn, Pow-key: *Early Korean Typography*. Seoul 1982, S. 3.





Teil 5: Rara aus den Teilbibliotheken Orient und Naturwissenschaften

Von Kräutern, Drogen und Tinkturen

Ein gewichtiger Lederfoliant, voll mit Abbildungen und Beschreibungen von Würzkräutern wie Fenchel, Kardamom, Koriander und Kümmel, von Heilpflanzen wie Kamille, Kornblume, Raute und Wermut, von Giftpflanzen, die uns heute aus der Homöopathie bekannt sind, wie Brechnuss, Küchenschelle und Rittersporn, von Nutzgehölzen wie dem Walnussbaum, dem man vor der Holzlaube bewundern kann – und mittendrin rostbraune Flecken, über viele Seiten verteilt und in der Falz!

Diese Flecken wurden bei einer Altrestaurierung glücklicherweise nicht entfernt, denn sie sind eine wichtige Gebrauchsspur aus der Nutzungszeit. Es besteht die Hoffnung, dass sie in naher Zukunft zerstörungsfrei chemisch analysiert werden können. Ohne das ist man noch auf Vermutungen angewiesen: Es handelt sich wahrscheinlich nicht um ausgelaufene Tinte. Die seit dem frühen Mittelalter bis in die Barockzeit verwendete Eisengalltinte, ein Gemisch aus Eisenvitriol, Wasser, Galläpfeln und Gummi Arabicum, hätte sich durch das Papier gefressen, denn Eisenvitriol reagiert mit Wasser im Lauf der Zeit zu Schwefelsäure und verursacht den gefürchteten Tintenfraß. Wahrscheinlicher ist, dass es sich um eine Tinktur handelt, die unter Verwendung der in dem Buch genannten Rezepte gemischt wurde.

Der großformatige Wälzer ist eines der wichtigsten Werke der Literaturgattung „Kräuterbuch“ oder „Herbarium“ aus der frühen Neuzeit. Darin wurden nicht nur botanische Aspekte der Pflanzen zusammengestellt, wie Benennung, Aussehen, Vorkommen und Standort, sondern auch die Verwendung der Drogen („Arzneien“) in der Heilkunde, wie Heilanzeigen, Anwendungen und Zubereitungen: Man findet Rezepte für alkoholische und wässrige Auszüge, Tees und Tinkturen, Mixturen mit Honig oder Zucker und für äußerliche Anwendungen als Pflaster, Spülung oder Salbe.

Die Wurzeln der Herbarien lagen in der Antike, beispielsweise das Werk des unter Kaiser Nero in Rom tätigen griechischen Arztes Dioskurides (ca. 40–90 n. Chr.), das in der Renaissance wiederentdeckt und in der Originalfassung neu aufgelegt wurde. Dazu kamen ab dem 11. Jahrhundert Übersetzungen der Werke arabischer Gelehrter sowie im 12. Jahrhundert das von Hildegard von Bingen und anderen zusammengestellte traditionelle Wissen der Kloster- und Volksmedizin. Die drei in den 1480er Jahren in Mainz gedruckten Kräuterbuch-Inkunabeln, u. a. der *Gart der Gesundheit*, stellten den Abschluss dieser mittelalterlichen Pflanzenlehre dar.

Der Buchdruck der frühen Neuzeit ermöglichte nun ganz neue Möglichkeiten der Gestaltung und vor allem eine weite Verbreitung der Herbarien.

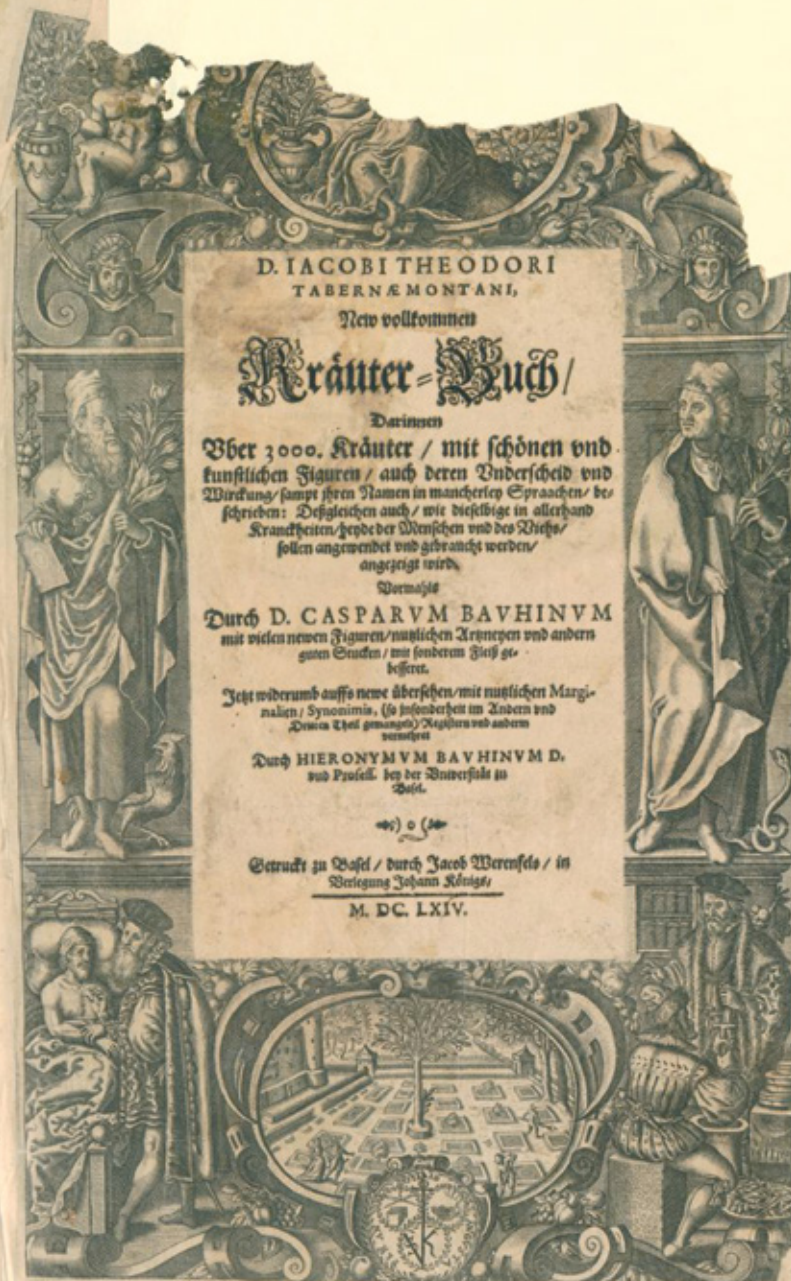
Der Autor des *Neu vollkommen Kräuterbuches* wurde 1522 als Jacob Theodor Diether/Ditter oder Jakob Dietrich oder Jacob Theodor in Bergzabern in der Pfalz geboren. Er nannte sich „Tabernaemontanus“ nach der latinisierten Form seines Geburtsorts Bergzabern. Er begann seine Laufbahn als Kräutersammler im Elsass und nahm ab 1540 ein Medizinstudium in den renommierten Universitäten Padua und Montpellier auf, das er nach langer Unterbrechung ab 1562 in Heidelberg fortsetzte, wo er 11 Jahre später promovierte. Als Mediziner hatte er einen so guten Ruf, dass er nacheinander zum *Leibmedicus* des Grafen von Nassau-Saarbrücken, des Erzbischofs von Speyer und schließlich des Kurfürsten in Heidelberg ernannt wurde. Seine Leidenschaft für Heilpflanzen ließ ihn nie los.

An seinem *Neu vollkommen Kräuterbuch* schrieb er fast sein gesamtes Leben lang; es erschien im Jahr 1588, zwei Jahre vor seinem Tod. Das mit ca. 1 500 Seiten äußerst voluminöse Werk machte ihn zu einem der wichtigsten deutschsprachigen Botaniker des 16. Jahrhunderts. Ausschlaggebend für seinen Ruhm waren nicht nur die treffenden botanischen Beschreibungen der Pflanzen

und die Zusammenstellung ihrer Namen in verschiedenen Sprachen, sondern insbesondere die weit über 2 000 gelungenen und realistischen Holzschnitte von Pflanzen der gesamten bekannten einschließlich der sogenannten Neuen Welt.

Zum Vergleich: die um ungefähr eine Generation älteren Kräuterbücher der „Väter der Botanik“, Otto Brunfels (1488–1534), Leonhart Fuchs (1501–1566) und Hieronymus Bock (gräzisiert zu Tragus, 1498–1554), enthielten durchschnittlich nur ein Viertel dieser Anzahl an Abbildungen. Otto Brunfels, der als Kartäusermönch die Klosterheilkunde aus erster Hand kennengelernt hatte, entfernte sich als erster von den stilisierten Darstellungen in mittelalterlicher Tradition. Für sein auf Latein geschriebenes Herbarium von 1539 wählte er wirklichkeitsgetreue und auch Makel und Zeichen des Verfalls nicht aussparende Aquarellvorlagen des Dürer-Schülers Hans Weiditz als Vorbild für die Holzschnitte David Kandels. Leonhart Fuchs, der als Professor der Universität Tübingen den ersten botanischen Garten anlegen ließ, bevorzugte idealtypische, aber nicht stilisierte Darstellungen ohne Binnenschraffur. Hieronymus Bock entlehnte für die zweite Auflage seines *Kreütter Buchs* aus dem Jahr 1546 zwar Abbildungen von Brunfels und Fuchs, gab aber auch eigene, um Genreszenen erweiterte Holzschnitte in Auftrag, die den Verkaufserfolg gegenüber der ersten nicht illustrierten Auflage aus dem Jahr 1530 merklich steigerten.

Tabernaemontanus steht den realitätsgetreuen Abbildungen von Brunfels und Fuchs näher als dem genrehaften Stil Bocks. Die Umschreibung „schöne und künstliche Figuren“ im zeittypisch langen Untertitel verdeutlicht seinen ästhetischen Anspruch, künstlich darf in diesem Kontext nicht als Gegenteil von natürlich verstanden werden! Mit Bock, als dessen Schüler er sich bezeichnete, verband ihn aber die Verwendung der deutschen Sprache. Die beiden anderen „Väter der Botanik“ hatten dagegen ursprünglich noch auf Latein publiziert, lieferten

The title page is framed by an intricate, dark border. At the top, a cherub-like figure holds a scroll. Below this, two figures stand in niches: on the left, a man in a turban and robe; on the right, a woman in a long dress and headpiece. At the bottom, a large circular vignette depicts a landscape with a central tower and various figures. The text is centered within this decorative frame.

D. IACOBI THEODORI

TABERNÆ MONTANI,

Neu vollkommen

Kräuter-Buch/

Darinnen

Über 3000. Kräuter / mit schönen vnd
kunstlichen Figuren / auch deren Vnderscheid vnd
Wirkung / sampt ihren Namen in mancherley Sprachen / be-
schrieben: Desgleichen auch / wie dieselbige in allerhand
Krankheiten / beyder Menschen vnd des Viehs /
sollen angewendet vnd gebraucht werden /
angezeigt wird.

Vormals

Durch D. CASPARVM BAVHINVM

mit vielen neuen Figuren / nützlichen Arzeneyn vnd andern
guten Stücken / zu sonderem Nutz ge-
lehret.

Jetzt widerumb auffo neue übersetzt mit nützlichen Margi-
nalen; Synonymis. (So insbesondere im Andern vnd
Dritten Theil gemangelt) Nachdruck vnd andern
vermehrt

Durch HIERONYMV M BAVHINVM D.
vnd Præf. bey der Universit. zu
Basel.

o (A)

Gedruckt zu Basel / durch Jacob Werensfels / in
Verlegung Johann Közigs

M. DC. LXIV.

aber wenige Jahre später deutsche Übersetzungen. Die Volkssprachen waren für naturwissenschaftliche Werke und für Bücher wie die Herbarien, die sich an ein breiteres Publikum richteten, im 16. Jahrhundert und erst recht im 17. Jahrhundert, aus dem die überarbeitete Auflage stammt, unverzichtbar geworden. Nur die Theologie hielt noch an Latein fest.

Literatur

Bofinger, Ulrike: *Das Kräuterbuch des Jakob Theodorus Tabernaemontanus*. Aspekte der Interpretation. Diss Heidelberg 2004.

Feldmann, Reiner (Hg.): *Illustrierte Kräuter- und Pflanzenbücher der Frühen Neuzeit*. Eine Ausstellung der Universitäts- und Landesbibliothek Münster in Zusammenarbeit mit dem Freundeskreis Propstei Chorholz im Museum in der Kellerei (Klostermuseum Chorholz) 6. Juni bis 10. Oktober 2010.

Keil, G., P. Dilg: *Kräuterbücher*. In: *Lexikon des Mittelalters*. Bd. 5. München, Zürich 1991, 1475–1480.

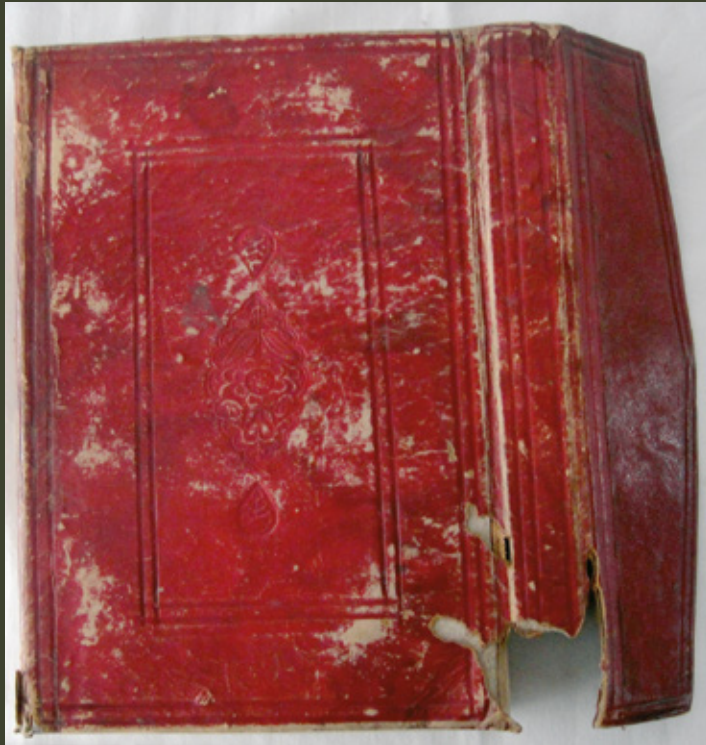
Müller-Jahncke, Wolf-Dieter, Ulrike Bofinger: *Apotheker, Arzt und Fachschriftsteller: Jakob Theodor, genannt Tabernaemontanus (1522–1590, aus Bergzabern)*. In: *Rosarium litterarum. Beiträge zur Pharmazie- und Wissenschaftsgeschichte. Festschrift für Peter Dilg zum 65. Geburtstag*. Eschborn 2003, 219–250.

Porter, Roy: *Die Kunst des Heilens. Eine medizinische Geschichte der Menschheit von der Antike bis heute*. Heidelberg, Berlin 2003.

Seite 64: Holzdeckelfoliant mit einer erhaltenen SchlieÙe, Decke ornamental geprägtes und geschwärztes Schweinsleder; Heftung auf echte Bünde; innen rostbraune Flecken – Jakob Theodor Tabernaemontanus: *Neu vollkommen Kräuterbuch, mit schönen und künstlichen Figuren aller Gewächse der Bäumen, Stauden und Kräutern, so in Teutschen und westlichen Landen, auch in Hispanien, Ost- und West-Indien oder in der Neuen Welt...* 1687 Seite 66, 67:

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:061:2-171010-p0007-2>





vorher

nachher



Orientalische Einbände und ihr Einfluss auf die europäische Einbandkunst

Die vier Bibliotheken der orientwissenschaftlichen Fächer haben den Rara-Bestand der Campusbibliothek um eine sehr spezielle Art von Büchern erweitert, nämlich um die so genannten orientalischen oder islamischen Bände. Deren Hauptkennzeichen ist die dreieckig-stumpfwinklige Klappe oder Zunge, die vom Hinterdeckel aus um den Buchblock herumgeführt wird und den Vorderschnitt schützt. Bei europäischen Einbänden liegt der Schnitt immer frei, da sie nur aus den beiden Deckeln und dem Rücken bestehen. Weitere Unterscheidungsmerkmale sind leichte biegsame Deckel aus Makulatur-Pappe, Deckelbezüge aus feinem farbigem Ziegenleder, kleinere Formate, ein Buchblock, der genau so groß ist wie der Einband, so dass es keine Stehkante gibt, sowie eine Heftung ohne Bünde, die für die europäischen Folianten funktional und optisch so typisch war.

Die meisten der orientalischen Bände der Campusbibliothek datieren nicht vor das 19. Jahrhundert und erfüllen somit nicht das Zeitschnitt-Kriterium für Rara, nämlich ein Entstehungsdatum vor 1720. Doch sind sie aufgrund ihrer Seltenheit in deutschen Bibliotheken und im Fall von Handschriften sogar aufgrund ihrer Unikalität dennoch besonders schutz- und restaurierungswürdig. Die Umschlagklappe ist leider eine Sollbruchstelle, da sie oft genug nicht unter dem Deckel platziert, sondern fälschlich über diesen gelegt worden war, wofür sie aber nicht konzipiert und nicht groß genug war. Daher ist die Klappe im Falz oft ein- oder sogar abgerissen und muss daher hinterlegt oder sogar ergänzt werden. Auch nach erfolgter Restaurierung bleiben die orientalischen Bände durch das Fehlen einer Stehkante besonders gefährdet, weswegen die auf orientalische und asiatische Einbände spezialisierte Restauratorin Carola Zeman zusätzlich Schuber aus säurefreier Pappe anfertigte. Nutzerinnen und Nutzer können zur weiteren Langlebigkeit aller orientalischen Bände beitragen, indem sie die Umschlagklappe korrekt unter und nicht über den Deckel schlagen und von deren Benutzung als Lesezeichen absehen!

Exemplarisch für die orientalischen Bände wird der Kitāb al-Mizan von 'Abd-al-Wahhāb Ibn-Aḥmad aš-Ša'rānī aus dem Jahr 1863 gezeigt, ein berühmtes Werk über islamische Mystik, den Sufismus und islamische Bruderschaften. Vor seiner Restaurierung hatte er das oben erwähnte Schadensbild der teilweise abgerissenen Klappe aufgewiesen. Neben der dreieckig-stumpfwinkligen Zunge sind der Bezug aus leuchtend rot gefärbtem Leder und die geprägte Mittelrosette die typischen Merkmale, die orientalische Bände bereits seit dem 15. Jahrhundert auszeichnen und die sich in dieser Tradition gehalten haben.

Verzierte arabische Bucheinbände reichen vermutlich bis ins 9. Jahrhundert zurück. Ein enzyklopädisches Werk aus dem Jahr 988 (Kitāb-al-Fihrist von Abū'l Faraġ) nennt eine Anzahl von Buchbindern und Vergoldern von Qur'ānen (Koranen) mit Namen, ein Zeichen der Wertschätzung dieser Berufsstände und natürlich ihres Produkts, der heiligen Schrift des Islam. Diese Vergolder arbeiteten übrigens nicht in der im Abendland bekannten Weise mit erhitzten Metallstempeln zum Aufbringen von Blattgold, sondern mit kalt aufgebrachtem Malgold, auch Muschelgold genannt; die Handvergoldung war im arabischen Raum bis ins 12. Jahrhundert unbekannt.

Einer der ältesten überlieferten orientalischen Bände gehört zu einem Qur'ān (Koran) des 14. Jahrhunderts in Kairo. Das Mittelfeld ist mit stern- oder rosettenförmigen geometrischen Mustern überzogen, die Zwischenräume ausgefüllt mit eingekerbtem Flechtwerk und kleinen Kreisstempeln, die angrenzenden Streifen golden bemalt. Auf der Ausgabe eines Dīwāns (Dichtersammlung) aus dem Jahr 1435 ist bereits das später klassische Schema der Fünferaufteilung mit markantem mandelförmigen Mittelstück und vier Eckstücken zu sehen. Die Ornamentik des Mittelstücks und der Eckstücke ist identisch. Es handelt sich um antinaturalistisch stilisierte florale Motive wie Arabesken und Mauresken. Aufgrund des Bildverbots des Islam wird auf eine naturalistische Darstellung von Tieren und Menschen weitgehend verzichtet; nur selten sind bei persischen Einbänden Tierbilder in die Ornamente eingeflochten.

Im 15. Jahrhundert waren die verschiedenen Techniken der Einbanddekoration bereits voll ausgeprägt. Arabeskenwerk aus mit dem Messer ausgeschnittenem und farbig hinterlegtem Leder stammt ursprünglich aus Persien; die Technik des Ausschneidens hat sich im gesamten Orient bis nach Nordafrika verbreitet. In der Türkei erreichte die Filigrankunst in Leder oder auch Papier im 15./16. Jahrhundert ihren Höhepunkt und kam besonders auf den Innenseiten des Deckels zur Geltung.

In der Türkei wird das runde oder ovale Mittelstück „Şemse“ (türkisch Sonne) genannt. Meist wird sie mit Stempeln aus steinhart getrocknetem Kamelleder eingepreßt. Wenn das Mittelmotiv in Leder einer anderen Farbe ausgeführt wird, bezeichnet man die Technik als „Mühewen“ (türkisch farbig, bunt).

Mit der Ausbreitung der arabischen Herrschaft nach Nordafrika und Südeuropa gelangte die Kenntnis der sehr elaborierten arabischen Lederindustrie auch in die eroberten Länder, den Maghreb, das maurische Spanien sowie Sizilien. Das erklärt, warum viele feine Ledersorten nach Orten in Andalusien und dem Maghreb benannt wurden: „Corduan“ nach der Stadt Cordoba in Andalusien, ein narbiges Ziegenleder, „Maroquin“ nach Marokko, ein feines gefärbtes Ziegenleder, „Saffian“ nach der marokkanischen Stadt Safi, ein weiches, mit Sumach gegerbtes und einseitig gefärbtes Ziegenleder. Ähnlich wie bei der Einführung von Marmorpapieren erhielt das Abendland auch bei der Gestaltung von Bucheinbänden entscheidende Anregungen aus dem Orient, die nicht nur die verwendeten Materialien betrafen.

Der orientalische Einfluss auf Europas Einbandkunst während des Übergangs von der Gotik zur Renaissance lässt sich wie folgt zusammenfassen: Die Entwicklung ging weg von den schweren Folianten mit Holzdeckeln, bezogen mit derbem Rinds- oder Schweinsleder, und schweren Metallschließen, hin zu leichteren, biegsamen Pappdeckeln, die mit feinem farbigem Leder bezogen, vergoldet oder bemalt waren; seidene Bänder fungierten als Buchverschlüsse. Die typische Fünfteilung des Deckelfelds mit Mittelstück und korrespondierenden Eck-

stücken und die stilisiert-florale Ornamentik mit Arabesken und Mauresken wurden ebenfalls aufgegriffen.

Die mit dem Osten über Handelskontakte besonders eng in Verbindung stehenden Städte wie Venedig und Florenz waren im späten 15. Jahrhundert die Vorreiter des neuen Stils. Als „alla fiorentina“ wurden im 16. Jahrhundert dunkelrote Einbände mit kleinen Kreisstempeln bezeichnet. Französische Renaissance-Bände entwickelten die italienischen Vorbilder weiter. Der bibliophile französische Gesandte in Italien Jean Grolier (1479-1565) kam mit dem venezianischen Buchdrucker und Verleger Aldus Manutius in Kontakt, der sowohl Deckelbezüge aus rotem Ziegenleder als auch den Verlagsband in die europäische Buchgeschichte einführte. Jean Grolier gab nach dessen Vorbild ca. 3000 Prachtbände nach seinem Geschmack in Auftrag. Der Grolier-Stil war von 1510 bis 1565 prägend für vergoldete Einbände und durchlief eine stilistische

Entwicklung vom zunächst einfachen Bandwerk über reicheres, nun auch bemaltes, gebeitztes und geschwärztes Bandwerk bis hin zum die gesamte Fläche überwuchernden Bandwerk mit Vierpässen und Achterschleifen. Der so genannte „Welsche Stil“ gelangte im 16. Jahrhundert auch nach Deutschland. Sein Höhepunkt waren die goldverzierte Kalbsledereinbände, die der Hofbuchbinder von Kurfürst August in Dresden, Jakob Krause (auch Krauß, Krauss oder Kreuss, 1532-1585) anfertigte. Solche Prachtbände fungierten als Geschenke und bedienten das Repräsentationsbedürfnis von Herrschenden, Adeligen und Wohlhabenden. Kostbarkeiten wie Bucheinbände von Grolier oder Krause hat die Campusbibliothek nicht zu bieten. Aber um die Geschichte der orientalischen Einbandkunst und ihren Einfluss auf Europa zu skizzieren, genügt auch ein schlichterer Band unserer Rara.

Literatur:

Janzin, Marion, Joachim Günther: *Das Buch vom Buch: 5000 Jahre Buchgeschichte*. 3. Überarbeitete und erweiterte Auflage. Hannover 2007. 199–201.

Mazal, Otto: Europäische Einbandkunst unter dem Einfluss orientalischer Einbände. In: *Die Arabische Welt und Europa. Ausstellung der Handschriften- und Inkunabelsammlung der Österreichischen Nationalbibliothek*. Prunksaal 20. Mai bis 16. Oktober 1988. Hg. Tarif al Samman, Otto Mazal. Graz 1988. 469 f.

al Samman, Tarif: Arabische Buchkunst. In: ebd. 461–464.

Ülker, Muammer: Bookbinding. In: *Traditional Turkish Arts*. Hg. Mehmet Özel. Ankara 1992. 256–365.

Seite 68: Orientalischer Band aus rot gefärbtem Ziegenleder mit geprägter mittlerem Medaillon; die Umschlagklappe war teilweise abgerissen und wurde restauriert.

ʿAbd-al-Wahhāb Ibn-Ah.mad aš-Šaʿrānī, Kitāb al-Mizan (1863)

Anmerkungen

Geleitwort von Prof. Dr. Wilhelm Schmidt-Biggemann

1 In diesem Band wird in den Formulierungen auf geschlechtergerechte Sprache geachtet. Wenn nur eine grammatische Form verwendet wird, dient dies lediglich der besseren Lesbarkeit.

Einleitung von Martin Lee

2 Alle nicht namentlich gezeichneten Beiträge in diesem Band sind von Dr. Barbara Dammers verfasst.

„Eine wirklich gediegene und brauchbare Bibliothek katholischer Werke.“ Marcel Reding und das Seminar für Katholische Theologie

3 Der erste Eintrag in Band 1 (475 S.) stammt aus dem Sommersemester 1957; der letzte Eintrag in Band 2 (239 S.) vom 17. Dezember 1980. Die Bücher umfassen somit Redings gesamte professorale Tätigkeit, der 1979 emeritiert wurde.

4 Dies hatte nicht nur damit zu tun, dass es in Berlin vor 1956 keine Katholische Theologie gegeben hatte, sondern auch damit, dass die Freie Universität selbst erst wenige Jahre zuvor gegründet worden war.

5 Die Gesamtzahl dürfte schon allein deswegen um etliches höher gewesen sein, da mehrbändige Werke die gleiche Inventarnummer bekamen und nicht separat gelistet wurden. So ist beispielsweise die gesamte Patrologia Latina, die aus 221 Einzelbänden besteht, unter der Inventarnummer 442 zu einem „Titel“ zusammengefasst worden.

6 Vgl. hierzu: <https://www.youtube.com/watch?v=IYC2bLoVh5k> (letzter Zugriff: 03.05.2018).

7 Zum Schluss sei ein Wort in eigener Sache erlaubt: Von 2002–2006 arbeitete ich als studentische Hilfskraft in der Bibliothek des Seminars für Katholische Theologie, das sich seinerzeit in der Schwendenerstraße 31 befand. Damals und auch später als Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Seminars gehörte es für mich zu den großen Privilegien des Hauses, mit einem Schlüssel für den „Rara-Raum“, der sich im Keller der Institutsvilla befand, versehen worden zu sein. Seit dieser Zeit vermittelt mir die Erinnerung an diesen Raum einen Eindruck von der Vielfalt und dem Reichtum der katholischen Theologie. Es ist mir daher eine große Freude, im 60. Jubiläumsjahr des Seminars für Katholische Theologie der Freien Universität, mit diesem Beitrag einen kleinen Dank für diese Zeit abzustatten.

Provenienzforschung im bibliothekarischen Alltag

8 Ein Teil dieser Würdigung des „alten Buches“ sind auch die Essays von Barbara Dammers am Ende dieses Bandes, die an ausgewählten Beispielen aus der Rara-Sammlung zeigen, wieviel sich über das Kulturgut Buch als solches erzählen lässt.

Alte Drucke und ihre Besonderheiten – eine Spezialaufgabe für Bibliotheken

9 Seit 2016 wird nach den RDA anstelle der RAK-WB katalogisiert. Da die vorhandenen Aufnahmen jedoch nicht umgearbeitet werden, werden hier die bisher gültigen Regeln zugrunde gelegt.

10 Klaus Haller [Hrsg.]: Regeln für die Katalogisierung alter Drucke. Erarbeitet von der Arbeitsgruppe des Deutschen Bibliotheksinstituts „RAK-WB und Alte Drucke“. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut, 1994

11 Siehe: http://aad.gbv.de/empfehlung/m_standard-n.htm

12 <http://gso.gbv.de/DB=1.65/?COOKIE=U8162,K8162,D1.65,E1a040924-7,l103,B0188+++++,SY,A,H6-11,,16-17,,19-21,,30,,50,,73,,76-77,,80-82,,84,,86,,88-90,NFU+BERLIN,,+UB,-R160.45.121.184, FN>

13 https://opacplus.bib-bvb.de/TouchPoint_touchpoint/start.do?SearchProfile=Altbestand&SearchType=2

14 <http://www.vd17.de>

15 http://estc.bl.uk/F/?func=file&file_name=login-bl-estc

16 <http://www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de>

17 <http://www.bl.uk/catalogues/istc>

Das älteste Buch der Campusbibliothek – eine Postinkunabel?

18 Weiteres vgl.: Funke, Fritz: Buchkunde. 6., überarb. u. erg. Aufl. München 1998

19 https://de.wikipedia.org/wiki/Joachim_von_Fiore (letzter Zugriff: 03.05.2018).

Glossar zu Rara und alten Drucken

Brevier	Buch mit Stundengebet für den privaten Gebrauch des Klerus in der römisch-katholischen Kirche, von lat. <i>brevis</i> = kurz, da kürzer als das feierliche gemeinsame Chorgebet in den Klöstern.
Blinddruck	Blindprägung, eingepprägter und daher plastisch wirkender Druck auf Leder, ohne Farbe oder Gold; dekorative Wirkung allein auf Hoch-Tief-Kontrast zurückgehend; in der bildenden Kunst auch als „Gaufrage“ bezeichnet.
Buchschnitt	3 offene Kanten eines Buches, wegen aufgeschnittenen Lagen Vorderschnitt gegenüber Buchrücken Kopfschnitt = Oberschnitt Fußschnitt = Unterschnitt
Bünde	Schnüre oder Bänder, die quer über den Buchrücken verlaufen, zur Verbindung der Lagen untereinander und der Verbindung des Buchblocks mit den Buchdeckeln, zeichnen sich plastisch unter Bezugstoff ab; echte Bünde konstruktives Element des Einbands
Elefantenhaut	Papier mit marmoriertem Muster durch Fasereinschlüsse, dichte robuste Struktur und kratzfeste Oberfläche durch Imprägnierung (geschützte Markenbezeichnung der Firma Zanders Feinpapiere AG)
Frontispiz	Seite mit Abbildung gegenüber der Titelseite, Rückseite des Schmutztitels (falls vorhanden), Kupferstich, oft Autorenportrait
Initial	von lat. <i>initium</i> = Anfang; Anfangsbuchstabe eines Buches, Kapitels oder Absatzes; meist aus Großbuchstaben; Schmuckbuchstabe, durch besondere Größe über mehrere Zeilen und/oder Farbe gegenüber dem Fließtext hervorgehoben, künstlerisch gestaltet, z. B. durch Rankenwerk gebildet; „bewohntes Initial“, falls Figur eingeschrieben
Inkunabel	Wiegendruck (von lat. <i>incunabula</i> = Wiege), sehr früher Druck von der Zeit der Gutenberg-Bibel 1454 bis zum 31.12.1500 (per definitionem), Erscheinungsbild noch stark von Handschriften geprägt, daher hinsichtlich Aufbau und Titelblatt kaum genormt danach bis ca. 1520/1530/1550 Postinkunabeln
Interlinearglosse	zwischen die Zeilen des eigentlichen Textes gedruckte Erklärungen, Ergänzungen und Übersetzungen
Japanpapier	Papier aus Fasern des japanischen Maulbeerbaums (oder anderer langfaseriger Pflanzen), meist handgeschöpft, dient in der Restaurierung von Büchern dem Hinterlegen von Fehlstellen
Kapital(band)	Band, das Lücke zwischen Buchblock und Buchrücken schließt und vor Staub und Beschädigungen schützt; seit Beginn des 18. Jahrhunderts gewebt
Kolophon	Paratext-Element eines Buches, in der Regel am Schluss, enthält Informationen über Verfasser, Ort, Zeit, Hersteller, Auftraggeber
Kommentar	fortlaufende Erläuterung, Auslegung eines Textes in sprachlicher und inhaltlicher Hinsicht; z. T. so umfangreich, dass er den kommentierten Grundtext in mehreren Spalten oder rahmenförmig umgibt
Kustode, Kustos	Angabe des Textbeginns (Silbe oder Wort) der nächsten Seite am Seitenende rechts unten; sollte Kontrolle der Reihenfolge und das Lesen erleichtert; kam im 19. Jahrhundert außer Gebrauch
Majuskel	Großbuchstabe des Alphabets, Gegenteil von Minuskel
Marginalie	Randbemerkung, meist am äußeren Rand der Seite neben dem Satzspiegel angebracht; mit Hinweisen und Erläuterungen
Missale	Messbuch, eines der wichtigsten liturgischen Bücher der römisch-katholischen Kirche; mit den vom Priester gesprochenen Gebeten, wiederkehrenden Texten und liturgischen Handlungen

Pergament	bearbeitete Tierhaut als Schreibgrundlage, Vorgänger von Papier; älteste Nachweise 3. Jahrtausend v. Chr. in Ägypten; Name hergeleitet von der Stadt Pergamon als legendärem Ort der Erfindung; Einlegen des Leders in Kalklösung (nicht Gerbung), Abschaben von Haaren, Oberhaut und Fleischresten, Glätten, Weißen mit Kreide, daher helle Farbe; feine Poren auf der Haarseite erkennbar: Kalb feine Punkte, Ziege Punkte gereiht, Schaf kaum sichtbare Poren (Achtung: Dreiergruppen von Poren ist Zeichen von Schweinsleder)
Rektoseite	rechte Seite beim aufgeschlagenen Buch
Rubrizierung	System der farbigen Gliederungs-, Ordnungs- und Schmuckelemente, von lat. <i>rubricare</i> = rot färben, mit Rubriken versehen; rote Tinten aus zerriebenem Zinnober mit Wasser und Ei; in Handschriften neben rot auch blaue und grüne Hervorhebungen, im Druck nur rote Hervorhebungen in schwarzem Text, sie kamen aber wegen des hohen drucktechnischen Aufwands außer Gebrauch
Schmutztitel	Blatt vor dem Titelblatt mit Angaben zu Autor und Titel (fakultativ)
Schnittverzierung	Verzierung der Schnitte eines Buches durch diverse Techniken: Goldschnitt oft mit Punzierung, Silberschnitt, Marmorschnitt, Sprenkelschnitt, Abziehschnitt (sehr aufwändig: Bild im Schnitt)
Vakatseiten	absichtlich leer belassene Seiten, meist vorne oder am Ende
Versalie	Großbuchstabe als gestalterisches Element zu Beginn eines Absatzes oder einer Zeile, besonders ausgeschmückt oder farbig hervorgehoben (Bedeutung eher Richtung Initial als Richtung Majuskel)
Versoseite	Rückseite der Rektoseite, links beim aufgeschlagenen Buch
Vignette	Schmuckelement, Randverzierung oder Zierleiste im Buchdruck, sowohl rein ornamental-illustrativ als auch zur Illustration des Textes
Vorsatz	Papier, das Einband und Buchblock miteinander verbindet, auf die Rückseite der Deckel geklebt; in diversen Techniken verziert: gestempeltes Papier, Kiebitzpapier, Kleisterpapier, (Hand-) Marmorpapier, Metallpapier/Brokatpapier

Zusammenstellung: DR. BARBARA DAMMERS nach Wolfgang Müller: *Fingerprints. Regeln und Beispiele*. Berlin 1992, 13ff.

Verzeichnis der Restaurierungswerkstätten

Atelier Tiemeyer, Berlin

Buch & Grafikrestaurierung Angelika Starke, Leipzig

Buchbinderei Horst Zeman, Berlin

Papierrestaurierung Gesine Siedler, Berlin

Restaurierung Grafik – Foto – Buch – Werkstatt Claus Schade, Berlin

Uwe Löscher Buchrestaurierung, Leipzig

Zentrum für Bestandserhaltung (ZFB), Leipzig

Bildnachweis

Seite 9: Christin Sfaxi, Franziska Hauser

Seite 10: Christin Sfaxi, Franziska Hauser

Seite 11: Christin Sfaxi, Franziska Hauser

Abb. 12: Christin Sfaxi, Franziska Hauser

Seite 14: Archiv der Freien Universität Berlin (UA-FUB I A 18)

Seite 20: Hubert Graml

Seite 28: Bayerische Staatsbibliothek München, Signatur: 972970 4 P.lat. 651 972970 4 P.lat. 651, S. 5. urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10165454-6

Seite 30: Bayerische Staatsbibliothek München, Signatur: 972970 4 P.lat. 651 972970 4 P.lat. 651, S. 459. urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10165454-6

Seite. 31: Bayerische Staatsbibliothek München, Signatur: 972970 4 P.lat. 651 972970 4 P.lat. 651, S. 605. urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10165454-6

Seite 32: Christin Sfaxi, Franziska Hauser

Seite 33: Christin Sfaxi, Franziska Hauser

Seite 34: Hubert Graml

Seite 35: Christin Sfaxi, Franziska Hauser

Seite 37–39: Restaurierungswerkstatt Tiemeyer

Seite 40: Christin Sfaxi, Franziska Hauser

Seite 42, links: Hubert Graml

Seite 42, rechts oben: Hubert Graml

Seite 42, rechts unten: Christin Sfaxi, Franziska Hauser

Seite 43 links: Hubert Graml

Seite 43 rechts: Hubert Graml

Seite 45 oben: Hubert Graml

Seite 45 unten: Hubert Graml

Seite 46 links oben: Hubert Graml

Seite 46 rechts oben: Hubert Graml

Seite 46 links unten: Hubert Graml

Seite 46 rechts unten: Hubert Graml

Seite 48 Christin Sfaxi, Franziska Hauser

Seite 50: Hubert Graml

Seite 52: Hubert Graml

Seite 53: Hubert Graml

Seite 54: Hubert Graml

Seite 56: Hubert Graml

Seite 60: Hubert Graml

Seite 60: Hubert Graml

Seite 64: Hubert Graml

Seite 68: Buchbinderei Horst Zeman

Campusbibliothek Natur-, Kultur- und Bildungswissenschaften, Mathematik, Informatik und Psychologie

Im Zuge der Integration von 24 Institutsbibliotheken von fünf Fachbereichen an der Freien Universität Berlin wurden zwischen 2013 und 2015 u.a. rund 300 seltene Werke fachgerecht restauriert. In diesem Band werden kleine Geschichten über die Bücher und besonders die Einbände erzählt.